

DER PIPER
REA
DER
HERBST 2024

HUSCH JOSTEN

CHARLOTTE INDEN

DENIS SCHECK

CLARA MARIA BAGUS

ECKHART NICKEL

ANNE MICHAELS

MATTHIAS LOHRE

ROLF DOBELLI

GENEVIEVE KINGSTON

MOHAMED AMJAHID

HENDRIK STREECK

JULIA FRIEDRICHS

THOMAS SCHLESSER

AURELIA HÖLZER

STEPHAN ORTH

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

das Bedürfnis nach Geschichten ist so alt wie die Menschheit. »Alles, was wir für wirklich halten, ist Erzählung«, schreibt Husch Josten in ihrem neuen Roman. »Wir glauben das ganze verdammte Leben erst, wenn es eine Geschichte darüber gibt.« Zur Erzählung des Lebens gehört, wenn man die Sache ernst meint, unweigerlich der Tod als großer, übermächtiger Gegenspieler. Die Beschäftigung mit dem Unvorstellbaren, nämlich dem, was auf das Sterben folgt, ist das private Forschungsfeld von Sourie, dem Protagonisten von »Die Gleichzeitigkeit der Dinge«, einem so charismatischen wie rätselhaften jungen Mann, der alle, die ihm begegnen, in den Bann zieht. Husch Josten erzählt mit Verve, Temperament und provozierender Klugheit, und nicht nur Denis Scheck findet, dass an der Zeit ist, dass diese außergewöhnliche Autorin endlich ihren Platz in der ersten Riege der deutschsprachigen Literatur einnimmt.

»Die Stelle, an der wir mit dem Erzählen einer Geschichte beginnen, entscheidet über die Empathie und das Urteil unserer Zuhörer ... Der Beginn entscheidet über die Annahmen, die wir treffen und für Wahrheiten halten.« Auch Clara Maria Bagus beschäftigt sich in ihrem neuen Roman mit dem Tod – und der Möglichkeit, ihm zu trotzen und so die Welt zu verändern. In »Die Unvollkommenheit des Glücks« erzählt sie von Ana und Lew, die sich vor vielen Jahren einmal flüchtig begegnet sind. Als das Leben sie ein zweites Mal zusammenführt, hat er Jahre als Soldat in einem Krieg verbracht, an dessen Ziele er nicht mehr glaubt, während sie nach Verlusten Wahlverwandtschaften schließt, die ihr helfen, das Rätsel ihres Lebens zu lösen. Clara Maria Bagus' Schreiben ist immer eine poetische Suche nach Erkenntnis, Heilung und Zuversicht, und das macht auch diesen Roman zu einem wahren Trostbuch.

Und dann gibt es noch eine Autorin, auf deren Vorstellung wir bei Piper schon lange hinfiebern. Charlotte Inden, die bereits einige tolle Kinderbücher geschrieben hat, legt in diesem Herbst ihren ersten ausgewachsenen Roman vor – und was für einen! »Im Warten sind wir wundervoll« ist ein Buch, das vor Leben nur so sprüht. Auf hinreißende Weise erzählt es eine von einer wahren Begebenheit inspirierte Geschichte. Die sogenannten War Brides, junge Frauen voller Hoffnung auf ein neues Leben, machten sich nach Kriegsende auf den Weg nach Amerika zu den GIs, in die sie sich verliebt hatten. Doch eine deutsche War Bride wird 1948 bei ihrer Ankunft in New York nicht von ihrem Verlobten am Flughafen abgeholt: Luise Adler. Sogar die Zeitungen greifen den Fall der hübschen jungen Frau auf, die umsonst zu warten scheint. Fast sieben Jahrzehnte später reist Luisens Enkelin ebenfalls der Liebe wegen über den Atlantik, und auch sie wird ihren ganzen Mut zusammennehmen müssen, um dem Wink des Schicksals zu folgen.

Neben diesen drei herausragenden weiblichen Lebenserzählungen warten viele weitere neue Bücher darauf, von Ihnen entdeckt und gelesen zu werden, hier im Piper Reader und in unseren Herbstprogrammen. Ich wünsche Ihnen viel Freude dabei!

Herzlich,

Kate Foliolet Lovejoy



Elisabeth Sandmann



Jenny Colgan



Arne Dahl



Angelika Klüssendorf



Michel Friedman



Zeruya Shalev



Mohamed Amjahid

INHALT

| | |
|--|--------------------|
| HUSCH JOSTEN DIE GLEICHZEITIGKEIT DER DINGE | 04 _____ |
| CHARLOTTE INDEN IM WARTEN SIND WIR WUNDERVOLL | 14 _____ |
| DENIS SCHECK SCHECKS BESTSELLERBIBEL | 24 _____ |
| CLARA MARIA BAGUS DIE UNVOLLKOMMENHEIT DES GLÜCKS | 32 _____ |
| ECKHART NICKEL PUNK | 40 _____ |
| ANNE MICHAELS ZEITPFADE | 46 _____ |
| MATTHIAS LOHRE TEUFELS BRUDER | 54 _____ |

| | |
|--|------------|
| ROLF DOBELLI DIE NOT-TO-DO-LISTE | 62 |
| GENEVIEVE KINGSTON »WENN ICH DIR NUR SAGEN KÖNNTE ...« | 70 |
| MOHAMED AMJAHID ALLES NUR EINZELFÄLLE? | 78 |
| HENDRIK STREECK NACHBEBEN | 82 |
| JULIA FRIEDRICHS CRAZY RICH | 90 |
| THOMAS SCHLESSER MONAS AUGEN | 98 |
| AURELIA HÖLZER POLARSCHIMMER | 108 |
| STEPHAN ORTH COUCHSURFING IN DER UKRAINE | 118 |

DIE

GLE

ICH

ZEI

HUSCH JOSTEN

TIG

KE

IT

DER

DINGE



LESEPROBE

Sourie freute sich auf den Tod. Davon erzählte er – mein durchaus lebensfroher junger Stammgast – Tessa an dem hellblauen Septembertag, als die beiden in meinem Restaurant auftauchten. Sie miteinander zu sehen, war so verwirrend wie die zufällige Begegnung mit Menschen, die man sonst nur in einer bestimmten Umgebung trifft und in jeder anderen nicht zuordnen kann. Ich wusste nicht, dass sie sich kannten, und da sie derart unterschiedlichen Bereichen meiner Welt angehörten, kam ihr Zusammentreffen für mich der Kollision zweier Planeten gleich. Bezeichnenderweise fiel ihre Begegnung in das Jahr, in dem der heißeste Sommer seit Beginn der Messungen verzeichnet wurde, die Weltbevölkerung erstmals die Acht-Milliarden-Marke überschritt und sich allerorten eine diffuse Unruhe ausbreitete. Es war das Jahr, in dem das kollektive Empfinden, dass sich die Dinge ändern mussten, zur alarmierenden Gewissheit wurde, worauf alle politischen Lager in sämtliche Himmelsrichtungen losstürmten. Und jeder und jede Einzelne stürmte schließlich auch noch irgendwohin, erschrocken, überrumpelt, ratlos.

Erst als Sourie mich darüber aufklärte, dass sie einander im Pflegeheim begegnet waren, wo er als Pförtner arbeitete, fiel mir wieder ein, dass Tessa zwei oder drei Jahre zuvor von Sorgen um ihre Eltern erzählt hatte. Ich hatte es vergessen, wollte zu einer Entschuldigung anheben, aber sie wehrte ab. Vor zwei Tagen war im Augustinus-Haus nur vier Monate nach ihrer Mutter auch ihr Vater gestorben. Eben hatte sie seine Sachen gepackt und abgeholt, sein Bett wurde benötigt. Sie hatte erwogen, seine Pyjamas, Hemden, Strickjacken, die Lieblingsdecke, Rasierapparat und Aftershave dort zu lassen und nie wieder anzufassen, zu riechen, anzusehen. Aber das war ihr pietätlos erschienen. Gerade erst, so wenigstens kam es ihr vor, hatte sie die Habseligkeiten ihrer Mutter aus den Schränken geräumt, Kleider, Röcke und Nachthemden gefaltet und in einen Koffer gelegt, ohne zu wissen, warum und für wen, es verreiste ja niemand. Damals war ihr Mann Hans bei ihr gewesen, um zu helfen, aber sein Mitleid

hatte es nur schlimmer gemacht. Die weichen Blicke, seine hilflose Besorgtheit bei jedem Kleidungsstück, die Ehrfurcht vor dem Nageletui ihrer Mutter. So hatte sich Tessa geschworen, nie wieder einen Koffer im Heim zu packen und schon gar nicht im Beisein von Hans, der es gut meinte, das wusste sie natürlich.

»Aber Gutmeinende kann ich derzeit am allerwenigsten vertragen«, gab sie zu. »Ich habe es doch selbst als Fledderei empfunden, alles zu durchwühlen und mitzunehmen. Jeder einzelne Gegenstand tat weh. Ich hab mir gewünscht, Hans würde mich anbrüllen: Alles nur Krempel! Das hätte geholfen. Stattdessen hatte er Tränen in den Augen, als ein Pfleger ihm eine Papiertüte mit der Brille und dem Portemonnaie meiner Mutter überreichte. Deswegen bin ich heute allein ins Heim gegangen. Und an der Pforte hat er«, sie zeigte auf Sourie, »mich netterweise zum Essen eingeladen. Erst auf dem Weg über die Brücke ist mir klar geworden, dass *sein* Restaurant das Tobelmann ist, Johannes. Es ist schön, dich zu sehen. Schön, gerade heute jemanden zu sehen, der meine Eltern gekannt hat. Früher, meine ich ...«

Ich nahm Tessa in die Arme. Sie war eine Freundin, wie es nur Menschen sein können, die schon immer da waren. Die miterlebt hatten, wie man als unbeschriebenes Blatt leichtsinnig genug gewesen war, der Welt unverstellt entgegenzutreten und Träume zu hegen, denen die Erwachsenenwelt bestenfalls skeptisch begegnet war. Sie hatte die ihren vor vierzig Jahren konsequent verfolgt, war Fotografin geworden. Ich hatte meinen Traum vom Schriftsteller-Dasein bald an den Nagel gehängt, was sie taktvoll nie kommentierte. Trafen wir uns, was nicht allzu oft geschah, knüpften wir mühelos an, wo wir aufgehört hatten, gingen unserer Wege, trafen uns wieder. Im Alter von fünfzehn hatte sie mir mit ihren roten Locken und Efeu-Augen zeitweise den Kopf verdreht, aber gegen Hans Blumenkamp war niemand angekommen. Die beiden waren praktisch seit dem Abitur verheiratet, und wie zur Demonstration, dass sich daran nichts



MAN MUSS DEN TOD AUS SEINER VERPACKUNG WICKELN UND VOM DACHBO- DEN HERUNTER- HOLEN, VER- STEHST DU?

änderte, traf allweihnachtlich ein Fotogruß von ihnen ein. Ich ließ ihn alle Jahre wieder unbeantwortet – Weihnachtskarten habe ich noch nie etwas abgewinnen können. Nicht einmal denen von Tessa, die keine glücksposaunende Familienaufstellung, sondern schnörkellose Winterimpressionen schickte.

Ich platzierte die beiden an Souries angestammtem Tisch nahe der Bar, holte einen leichten Pfälzer Weißwein und setzte mich dazu.

»Wir kennen uns vom Sehen«, erzählte Sourie, der den Zufall unserer Zusammenführung offenbar nicht weiter bemerkenswert fand. »Schon lange. Haben uns nie länger unterhalten, aber ich wusste natürlich, dass ihr Vater vorgestern verstorben ist. So kamen wir ins Gespräch.«

Ich wunderte mich, dass er sich wie ein Schuljunge erklärte.

»Jedenfalls sprachen wir über frühere Zeiten: Kindheit, Jugend.«

»Die Zeit, in der keiner an den Tod denkt«, ergänzte Tessa. »Er hatte keinen Platz. Natürlich war er da. Jeden Tag in den Nachrichten oder in Filmen. Aber er fand ausschließlich woanders und weit weg statt, nicht wahr? Man konnte ihn mit der Fernbedienung ausknipsen. Also haben wir ihn in absurde Theorie gewickelt und für später auf dem Dachboden verstaut.«

Ich nickte nur.

»Als sie das sagte, hatte ich eine Idee«, verkündete Sourie. »Tessa hat mich auf einen Gedanken gebracht, und so habe ich sie zum Essen überredet. Man muss den Tod aus seiner Verpackung wickeln und vom Dachboden herunterholen, verstehst du?«

»Nicht ganz...«, gestand ich, aber seinen Überlegungen war gelegentlich schwer zu folgen. Manchmal

kam es dem flüchtigen Lesen von Plakaten oder Werbebannern gleich, wenn das Gehirn in aller Schnelle Buchstaben falsch zusammensetzt. Erst vor wenigen Tagen war im Vorbeifahren für mich aus der Werbung für einen *Firestick* ein Restfick geworden, worauf ich dann doch angehalten und erneut gelesen hatte. Mit Souries rasanten Gedankensplittern, nein, mit ihm selbst verhielt es sich ähnlich. Worte zerbröselten an seinem Wesen, zerfielen in ihre Einzelteile, bezeichneten ein paar seiner Eigenschaften, schlossen jedoch die entgegengesetzten aus, die genauso zu ihm gehörten. Sourie war – anders. Zu alt für seine sieben- undzwanzig Jahre. Verblüffend belesen. Zwingend. Immer liebenswürdig. Schrullig. Spielerisch. Er übte eine Anziehungskraft auf mich aus, die ich bis heute kaum erklären kann und der ich mich von Anfang an nicht entziehen konnte, so sehr ich mich generell bemühte, persönliche Kontakte zu meiden. Aber er war die Ausnahme, seit er zweieinhalb Jahre zuvor erstmals zum Essen gekommen war. Da hatte ich als Nachfolger meines Vaters, Groß- und Urgroßvaters gerade das Tobelmann übernommen, und mit der Selbstverständlichkeit zweier Menschen, die es nicht darauf anlegten, waren wir im Laufe der Zeit so etwas wie Freunde geworden. Nicht im herkömmlichen Sinn von Freundschaft. Wir verabredeten uns nicht, gingen nicht gemeinsam zu Konzerten oder ins Kino, unternahmen keine Ausflüge und trafen uns auch



*Husch Josten erzählt
zart und provozierend
klug eine gewaltige
und unvergessliche
Geschichte über Liebe
und Tod. Es wird
höchste Zeit, dass Josten
endlich ihren Platz
in der ersten Reihe
der deutschsprachigen
Gegenwartsliteratur
einnimmt.*

DENIS SCHECK

nicht in seiner oder meiner Wohnung. Wir sahen uns, so hatte es sich eingespielt, ausschließlich in meinem Restaurant. Wenn alle Gäste gegangen waren, saßen wir zusammen, redeten über alles und nichts, spielten Backgammon, tranken Wein, oder er half mir, wenn ich aufräumte, etwas in der Küche sortierte. Meine Belegschaft wurde nicht müde, uns damit aufzuziehen, was ein junger Kerl wie Sourie an einem doppelt so alten wie mir interessant finden mochte, und vermutlich war es wirklich der Altersunterschied, der mich davon abhielt, ihn meinen Freund zu nennen. Es machte mich verlegen, jemanden so zu bezeichnen, der mein Sohn sein konnte.

»Botschafterin gegen Einsamkeit!«, rief er. »Ist das nicht eine fabelhafte Idee? Viele unserer Bewohner erhalten nie Besuch. Für sie ist es ein Geschenk, wenn jemand kommt und mit ihnen spricht.«

Tessa nahm ein Stück Baguette, aß aber nicht.

»Ich wundere mich, dass ich nicht schon längst darauf gekommen bin«, sprach Sourie weiter. »Denk daran, was ich immer sage: Man muss sich dem Tod nähern. Nicht nur, wenn er einen selbst angeht, sondern man sollte sich frühzeitig mit ihm beschäftigen. Mit seiner Allgegenwart. Damit, dass er jeden, absolut jeden betrifft. Und gleichzeitig macht man alten Leuten eine Freude, die niemanden mehr haben.«

»Er hat mir das vorgeschlagen.« Tessa legte das Brot auf die Serviette. »Also, er hat mir vorgeschlagen, die erste Botschafterin gegen Einsamkeit im Augustinus zu werden. Gemeinsam mit ihm alte Menschen zu besuchen. Und weißt du was, Johannes? Die Vorstellung, mit Blumen und Kuchen wieder ins Heim gehen zu dürfen, ist verstörend tröstlich.« Sie betrachtete das Brotstück. »Trauertherapie für mich. Ehrenamt für ihn. Todannäherungstherapie für weitere, folgende Botschafter.«

Vielleicht lag es an Souries Freimut, seiner unaufdringlichen Verbindlichkeit und diesem kindlich Verspielten, das er ausstrahlte, ich wusste es nicht zu benennen, aber auf einmal erzählte die sonst zurückhaltende Tessa von ihren Eltern. Von den Jahren der Krankheit, von ihrem Sterben. Beherzt und möglichst

sachlich schilderte sie uns, wie ihr Vater zwei Tage zuvor gestorben und der Raum mit einem Mal von wuchtiger Leere erfüllt gewesen war. Wie sie das Gesicht des Vaters betrachtet und darin Geschichten gefunden hatte, die sie ohne den Spiegel seines Blicks nie mehr sehen würde. Sie berichtete von unzähligen Nächten in Notaufnahmen, von Intensivstationen, von Ärzten und Patientenverfügungen für Mutter oder Vater und ihren vielmaligen Einwilligungen, im Ernstfall nicht zu reanimieren. Sie erzählte vom Abschiednehmen bei jedem Besuch, weil unwägbare wurde, ob sie ihre Eltern je lebend wiedersehen würde. Wie sie beide schon während ihrer letzten Jahre vermisst hatte, weil Gespräche mit ihnen nicht mehr möglich und irgendwann auch Stichworte ins Nichts gelaufen waren, die früher verlässlich einen Schwall von Schilderungen oder wenigstens Assoziationen ausgelöst hatten. *Tante Hetti hat als Schneiderin gearbeitet ... Onkel Josef ist im Krieg geblieben ... Opa hatte einen Schäferhund, weil Hitler einen hatte ...* Sie erzählte vom Geruch der Krankheit, von faulen Zähnen, wund gelegener Haut, Blut und Urinbeuteln, Details, von denen sie nicht einmal Hans oder ihren Söhnen berichtet hatte, um Schwieger- und Großeltern nicht zu entwürdigen. Aber es war nicht entwürdigend, stellte sie jetzt fest. Vielmehr war es unmenschlich, nicht davon zu erzählen. Davon. Und von der Zeit. Wie merkwürdig es war, dass man Jahrzehnte existierte, Jahre und Tage und Stunden sammelte und mit Leben füllte, Zielen, Terminen, Erledigungen und Ärgernissen hinterherlief, reiste und staunte, heulte und glücklich war, sich die Zeit oft genug vertrieb, an andere verschenkte. Und dann alles, dieses ganze Dasein, mit einem Schlag beendet war.

»Ich bin erleichtert«, schloss Tessa. »Und es ist grauenhaft, so etwas zu sagen.«

Ich schob die Kartoffelsuppe weg, die ich zwischenzeitlich für beide aus der Küche geholt und die sie kaum angerührt hatte, und nahm ihre Hand. Das Verhältnis zu ihren Eltern war nicht unkompliziert gewesen, das wusste ich, schon aus diesem Grund konnte ich nachvollziehen, dass ein Teil von ihr auch entlastet war. Aber Tessa meinte eine andere Erleichterung. Die Befreiung vom jahrelangen Kampf

» DIE VORSTELLUNG, MIT BLUMEN UND KUCHEN WIEDER INS HEIM GEHEN ZU DÜRFEN, IST VERSTÖRENDE TRÖSTLICH.

um den Rest von Leben, den Dispens vom allumfassenden Kümmern, das Ende von Zuständigkeit, Verpflichtung und Disziplin, die ihre Eltern der einzigen Tochter auch abverlangt hatten.

Sourie holte Luft. Mir schwante, was folgen würde.

»Ich werde nicht sagen, dass es mir leidtut«, erklärte er prompt. Ich warf ihm einen Nicht-jetzt-Blick zu, er aber legte den Suppenlöffel ab und sprach weiter. »Ich weiß, man sagt in solchen Fällen etwas anderes. Es wird erwartet, dass man Anteil nimmt, sein Bedauern ausdrückt, und ja: Ich bedauere das Leid, das deine Eltern und du erleben mussten, Tessa. Aber ich werde nicht sagen, dass mir ihr Tod leidtut.«

»Wenn du jetzt von Erlösung sprichst«, antwortete sie müde, »bist du nicht der Erste. Glaub mir: Ich habe einige Erfahrung mit dem Erlösungsmotto, es wurde mir schon beim Tod meiner Mutter gerne nahegelegt. Aber es ist vermessen, von Erlösung zu sprechen, wenn jemand stirbt. Ich bin nicht erleichtert, weil sie von ihrem Leben erlöst sind, von dem sie möglicherweise gar nicht erlöst werden wollten. Ich bin erleichtert, weil *ich* erlöst wurde. Weil ich ihr Leid nicht mehr mit ansehen konnte. Ich weiß nichts über ihre vermeintliche Erlösung. Ich weiß nicht, was sie gefühlt oder nicht gefühlt haben. Ich habe keine gottverdammte



NIEMAND KOMMT AN IHM VORBEI, DOCH WIR WISSEN NICHTS ÜBER IHN. WIR WISSEN VIELES ÜBER DAS STERBEN, ABER NICHTS ÜBER DEN TOD.

Ahnung, was sie mitbekommen und ob sie so lange durchgehalten haben, weil sie unbedingt durchhalten wollten, all das weiß ich nicht. Was ich aber weiß, ist, dass *ich* kaum mehr durchgehalten habe. Meine Erlösung ist eine völlig egoistische, schäbige, furchtbare Erleichterung.«

»Sie ist nicht furchtbar, Tessa, schon gar nicht schäbig.« In Ermangelung einer besseren Idee von Anteilnahme hielt ich immer noch ihre Hand. »Du bist erschöpft.«

»Ich wollte gar nicht von Erlösung sprechen«, stellte Sourie klar. »Ich wollte erzählen, dass der Tod und ich eine besondere Verbindung haben.«

»Also, das ...«, unternahm ich einen weiteren Versuch, »muss jetzt wirklich nicht ...«

»Was bedeutet denn das?«, fiel mir Tessa ins Wort, erleichtert, dass Sourie keine Trostformeln von sich gab oder bedeutungsvoll schwieg, zugleich so perplex, wie ich es gewesen war, als ich diesen Satz zum ersten Mal von ihm gehört hatte.

»Frag nicht!«, sagte ich zu ihr. »Du öffnest die Büchse der Pandora.«

»Auf deren Grund immerhin Hoffnung liegt.« Tessa wandte den Blick nicht von dem jungen Mann ihr gegenüber. »Wir müssen sie nur rechtzeitig wieder schließen. Also, Sourie, was ist das für eine Verbindung zwischen dir und dem Tod?«

»Nun, der Tod lächelt uns an«, legte er los. »Er ist das unlösbare Rätsel, das Wissen, das es nicht gibt. Eine grandiose Zumutung, denn er ist auch die absolute Gewissheit. Niemand kommt an ihm vorbei, doch wir wissen nichts über ihn. Wir wissen vieles über das Sterben, aber nichts über den Tod.«

»Und das findest du grandios?«

»Ich finde es faszinierend«, antwortete er. »All die Theorien, Scharlatanerien, Geschichten, Glaubenssätze ... Seit Menschengedenken nichts als Anker der Ratlosigkeit.«

»Sourie ...« Aber er hörte mich gar nicht.

»Lass ihn«, bat mich Tessa. »Man erlebt nicht alle Tage eine solche Unerschrockenheit vor dem Thema, um das die meisten Menschen einen Bogen machen. Im Allgemeinen, und ich spreche wirklich aus Erfahrung, lassen Krankheit und Tod Gespräche ersterben. Verstockt und verlegen wird herumgedrückt, Rettung in Floskeln gesucht.«

»Und ich begreife nicht, warum«, bestätigte Sourie. »Menschen könnten sich viel Leid ersparen, wenn sie bloß logisch denken würden: Warum finden die meisten einen Sachverhalt, der mit solider Zuverlässigkeit jeden betrifft, düster und deprimierend? Warum reagieren sie mit Ablehnung und Schrecken, als würde sie etwas Kolossales aus dem Nichts anspringen? Der Tod biegt jeden Tag in praller Sonne um die Ecke, damit muss man sich doch auseinandersetzen!«

»Und das tust du«, konstatierte Tessa.

»In der Tat«, bestätigte er.

Halb Franzose, halb Deutscher, war Sourie ein schmaler, kantiger, hochgewachsener Mann mit dunklem Haar, blassen Gesichtszügen und perfekt gerundeten Augenbrauen, die ihn erstaunt und stolz wirken ließen. Irgendwie erinnerte er mich an die Porträts flämischer Meister. Diesseitiger allerdings, auch frecher. Doch in seinem Blick lag etwas ähnlich Flinkes, zugleich Fernes, als würde er wach in die Welt, in Wirklichkeit aber hinter sie schauen und etwas entdeckt haben, das er nicht preisgab. Alle nannten ihn beim Nachnamen – er konnte seinen Vornamen Emmanuel nicht leiden. Manchmal kam er mit dem Fahrrad ins Tobelmann, meist zu Fuß. Schien die Sonne, kam er unter einem weiß-roten Werbeschirm der Sparkasse über die Rheinbrücke spaziert. Regnete es, zog er nicht mal die Kapuze über den Kopf, denn er mochte Regen. Tropfnass kam er an die Bar und bat um ein Handtuch. Das war seine kleinere Marotte. Die größere und irritierende war seine Begeisterung für den Tod, mit der er Zuhörer buchstäblich in die Flucht treiben konnte. Tessa gehörte zu meiner Überraschung nicht dazu, ihre Feststellung forderte ihn vielmehr auf, weiterzusprechen.

»Natürlich: Man kann die Hirnforschung bemühen«, fuhr er also fort. »Man kann anführen, dass Seele und Gedächtnis untrennbar zusammengehören und die Neuronenverbindungen im Gehirn, die für das Gedächtnis zuständig sind, durch den Tod zerstört werden, wodurch auch die Seele nicht weiterleben kann ... Aber weiß man es? Ist die Seele wirklich nur die Summe aller Erinnerungen? Wenn du mich fragst: Es gibt auf keinem anderen Feld eine vergleichbare Ratlosigkeit.«

»Es gibt überall Ratlosigkeit«, widersprach ihm Tessa ruhig. »Nicht nur in Sachen Tod. Zum Beispiel auch, was den Kosmos angeht. Erst kürzlich habe ich dazu einen Artikel gelesen. Lasst mich überlegen ... Ja, genau: Woraus besteht das Universum – außer Planeten, Sternen, Galaxien, Gas, Staub? Gibt es außerirdisches Leben? Oder: Können Maschinen ein Bewusstsein haben? Also, ich widerspreche dir ausdrücklich, Sourie. Es gibt viel Ratlosigkeit in der Welt!«



*Achtung: Dieses Buch
könnte Ihre Einstellung
zum Tod beeinflussen.*

*Sie könnten ihm
gelassener entgegen-
sehen, vielleicht sogar
über ihn lachen. Oder
das Gegenteil. Ein
großer Roman über
Leben und Sterben.*

*Klug und heiter,
sprachgewaltig und
tiefgründig.*

BETTINA BÖTTINGER

»Aber nein«, rief er enthusiastisch. »Das sind alles nur *vorläufig* ungelöste Fragen. Auf sie wird es Antworten geben, es ist nur eine Frage der Zeit. Aber um den Tod erklären zu können, muss man sterben. Ich glaube, dass wir Verstorbene vor allem deswegen ehren, weil sie uns diesen Schritt voraus sind: Sie wissen's jetzt und können es uns nicht mehr erzählen.«

»Wir ehren sie für ihr Leben«, korrigierte Tessa entschieden. »Für ihr Dasein. Ihr Vermächtnis. Nicht für ihren transzendentalen Vorsprung.«

Ihr Blick sprach Bände. An wen war sie da geraten? Was war das für ein Pfortner, mit dem sie das Projekt gegen Einsamkeit hatte besprechen wollen, der sich als Philosoph des Todes entpuppte? Aber Sourie nahm ihre Verwunderung nicht zum Anlass, sich zu erklären, von sich zu erzählen. Etwa von dem Philosophie- und Geschichtsstudium, das er drei Jahre zuvor mit Auszeichnung abgeschlossen hatte, um dann Portier im Augustinus zu werden, weil er in der Nähe von Menschen sein wollte, die ihre letzte Adresse bezogen hatten. Oder von dem angenehmen Nebeneffekt dieser Tätigkeit: der Zeit für seine Lektüren zum Thema. Er war in Gedanken ganz bei unserem Gespräch, so sehr in seinem Element, dass ihm derlei Erläuterungen völlig belanglos erschienen.

»Hinterbliebene sind mit Trauer beschäftigt, Sourie«, stimmte ich ihr zu und hoffte, es würde ihn an den Anlass für Tessas heutigen Besuch im Pflegeheim erinnern. »Sie freuen sich wirklich nicht darüber, dass der Verstorbene jetzt Einblick in was auch immer hat. Sie *trauern*.«

Aber Sourie war nicht zu bremsen: »Also, wenn ich mir das Sterben vorstelle, denke ich an die schlimmsten Momente von Krankheit, die ich kenne. Hohes Fieber, Schmerzen. Übelkeit. Ich nehme an, es gibt einen Moment, in dem man sich wünscht, dass es aufhört. Einfach aufhört. Hoffentlich ist dann jemand mit Morphium in der Nähe. Aber danach ...« Er machte eine wohlgesetzte Pause. »Danach, das ist der Moment, für den alle Vorstellung versagt. *Danach* liegt außerhalb jeder Vorstellung.«

Tessa sah ihn erwartungsvoll an.

»Es liegt außerhalb jeder Höllenvorstellung von Verdammnis und ewiger Nacht«, führte er seinen Gedanken aus. »Außerhalb jeder gängigen Trostfantasie wie Licht, Frieden, Erlösung, Paradies, Nachleben, Atomismus, Wiedergeburt ...« Er nahm einen Schluck Wein. »Und natürlich außerhalb jeder Idee von Nichts. Außerhalb überhaupt jeder denkbaren Vorstellung. Das Unvorstellbare«, erklärte er feierlich. »Versteht ihr? Das wirklich Un-Vorstellbare.«

Tessa und ich warfen uns einen kurzen Blick zu. Und mussten über so viel Pathos lachen.

»Es ist nicht möglich, dass wir dazu irgendeine Vision, irgendein Hirngespinnst haben«, ließ sich Sourie davon nicht aus dem Konzept bringen. »Es ist unvorstellbar. Das macht den Menschen solche Angst. Es entzieht sich jeglicher Kontrolle. Man kann sich nicht vorbereiten. Wir wissen nichts. Absolut nichts. Was erwartet uns? Keine Ahnung. Was glauben wir? Na, jedenfalls nichts, was sich vernünftig herleiten ließe. Welche Seligkeit für die, die sich irgendein Bild davon machen. Aber wenn man klaren Verstandes ist? Dann gibt es kein Bild. Und ist es nicht ärgerlich, dass dieses wunderbare Wort *unvorstellbar* meist im Zusammenhang mit Dummheit, Verbrechen, Gräueltaten verwendet wird? Jemand ist unvorstellbar dumm. Ein unvorstellbares Verbrechen. Eine unvorstellbare Gräueltat. Nein! Das ist falsch! Es ist grundfalsch. Denn wozu Menschen imstande sind und wie dumm sie sein können, davon haben wir doch wohl sehr genaue Vorstellungen! Unvorstellbar«, schloss er, »dieses Wort sollte exklusiv dem Tod vorbehalten sein. Es gibt nichts anderes Unvorstellbares. Ich bin allerdings auch der Ansicht, dass man über der Vorstellung des Unvorstellbaren irre werden kann und Ungewöhnte daher besser die Finger davon lassen sollten. Es kommt so oder so auf alle zu.«

Sein Gesicht war über diesen Vortrag ein wenig errötet, sein Haar in Unordnung geraten. Eine Strähne bedeckte sein rechtes Auge und einen Teil seiner jugenhaften Nase. Tessa und ich ließen seine Worte

auf uns wirken, die wie ein Gewitter über uns ge-
braust waren, hier und da Blätter und Äste von den
Bäumen gefegt und unsere Gedanken zu Karten-
häusern gemacht hatten, die den nächsten Windstoß
fürchteten. Ich konnte es sehen: Tessa war ebenso
beeindruckt und verwirrt, wie ich es gewesen war,
als Sourie mir zum ersten Mal mit solcher Inbrunst
vom Unvorstellbaren erzählt hatte. Ihr Blick trug
denselben Zweifel, den er auch mir mit all seiner
Lässigkeit nicht hatte ausreden können: dass etwas
nicht stimmte.

Natürlich hatte ich ihn gefragt, warum er sich derart
mit dem Tod beschäftigte. Er hatte gelacht. Es war
nicht das erste Mal gewesen, dass ihm diese Frage
gestellt worden war. Ich hatte eine Tragödie erwart-
et. Eine unheilbare Erkrankung. Den Verlust eines
Familienmitglieds. Einen Unfall. Etwas in der Art.
Doch seine Antwort war eine pragmatische gewesen,
die einleuchtend klang, mich aber nie ganz über-
zeugte: »Es ist die Unabwendbarkeit. Je eher man sie
realisiert, desto weniger niederschmetternd ist die
Sache.« Tatsächlich wirkte Sourie weder lebensmü-
de, noch hing er einer romantischen Todessehnsucht
an. Er war mit jedem Akkord gegenwärtig und seine
Beschäftigung mit dem Ende so unbefangen, dass
sie nichts Beunruhigendes in sich trug. Ich jedenfalls
war irgendwann dazu übergegangen, sie als seinen
Spleen zu betrachten. So, wie manche Leute eisba-
den, Alligatoren halten oder Pokémon-Karten sam-
meln. Nie wäre mir damals in den Sinn gekommen,
über Sourie zu schreiben, überhaupt noch einmal zu
schreiben. Das war Tessas Vorschlag. Sie pflanzte
mir diese Idee ein, ohne zu ahnen, dass mich erst die
Bemerkung einer Fremden davon überzeugen würde,
es wirklich zu tun – anders, als Tessa gedacht hatte.
Aber es führt kein Weg daran vorbei, Souries Ge-
schichte festzuhalten, so vermessen es bleibt, das Le-
ben eines anderen zu erzählen. Zu enthüllen oder zu
verbergen, zu deuten und zu interpretieren, schließ-
lich die Version zu wählen, die Details und Beob-
achtungen zur größten Wahrscheinlichkeit, zur
Wirklichkeit verdichten. Doch ist alles, was wir für
wirklich halten, Erzählung. Wir glauben das ganze
verdammte Leben erst, wenn es eine Geschichte da-
rüber gibt.



29.
AUG
2024

HUSCH JOSTEN
DIE GLEICHZEITIGKEIT DER DINGE

Hardcover mit Schutzumschlag

224 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-8270-1513-6

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

14

CHARLOTTE INDEN
IM WARTEN SIND WIR WUNDERVOLL

CHARLOTTE INDEN

IM WARTEN SIND WIR WUNDERVOLL

Basierend auf einer wahren Begebenheit erzählt
Charlotte Inden mit ebenso präziser wie wunderschöner
Sprache von zwei vor Leben sprühenden jungen Frauen

ROMAN



»ICH KANN NICHT OHNE LACHEN«

Die Autorin im Gespräch mit Verlegerin
Felicitas von Lovenberg und Lektorin Martina Vogl

FvL: Charlotte, wir führen dieses Gespräch in der Vorweihnachtszeit (mit Schnee vor den Fenstern). Du bist mitten im Schreiben, wo bist Du denn gerade in Gedanken und in der Geschichte?

Wir sind tatsächlich auch im Winter, 1945, aber da ist es nicht so romantisch und schön, da ist es kalt, und alle haben Hunger, und ich leide beim Schreiben sehr. Bei diesem Buch so wie noch nie.

FvL: Du leidest beim Schreiben? Woran liegt das?

Mir war, als ich das Projekt anging, ehrlich gesagt nicht klar, was da alles auf mich zukommt. Es ist so: Wenn ich eine Szene schreibe, suche ich nach der einen Beschreibung, die vor meinem und also hoffentlich auch vor dem inneren Auge der Leserin und des Lesers ein Bild entstehen lässt. Den Rest lasse ich weg. Will ich also darüber schreiben, wie das Leben 1945 in Deutschland war, muss ich gefühlt alles wissen: wie die dahingekommen sind und wie es da so ist, und beides war nicht schön.

FvL: Was hat Dich am meisten mitgenommen?

Ich lese Zeitzeugenberichte um Zeitzeugenberichte. Und es sind diese Erinnerungen der Menschen, die mich mitunter wirklich in Tränen ausbrechen lassen. Wenn eine Deutsche erzählt, dass sie es eben doch nicht gewagt hat, ihrem Geliebten, diesem amerikanischen Soldaten, in seine Heimat zu folgen, dass der Busch, von dem er ihr vor fünfzig Jahren eine Rose abbrach, immer noch Blüten trägt, könnte ich Rotz und Wasser heulen. Tue ich mitunter auch.

Gerade geht mir eine Sache besonders nahe: Die *New York Times* hatte während des gesamten Krieges kein einziges Mal den Holocaust auf der Titelseite. Sie berichtete nicht vom Mord am jüdischen Volk. Dabei hatte sie einen jüdischen Verleger. Das wusste ich nicht, bis ich »Buried by the Times« von Laurel Leff gelesen habe. Einmal zitiert Leff einen Artikel, der wenige Jahre vor Kriegsende auf Seite vier der *Times* erschien. Ein Bericht aus dem englischen Unterhaus. Ein Brief der jüdischen Gemeinde Polens wird verlesen. Nur verlesen, nicht kommentiert. Darin heißt es etwa: »Möge dies die Stimme vom Abgrund sein. Möge die Welt uns erhören.« Aber die Welt erhörte sie nicht. Kein Aufschrei folgte. Keiner half. Das verfolgt mich.

MV: Daran lässt sich die Macht der Medien ablesen. Hier negativ, dass eine Zeitung sie nicht genutzt hat. Denn dass selbst kleine Nachrichten viel bewirken können, zeigt Dein Roman. Du bist auf Deine Geschichte ja durch eine Zeitungsnachricht gestoßen – und die Heldin ist nur berühmt geworden, weil die New Yorker Zeitungen auf sie aufmerksam geworden sind.

Genau. Fräulein Elisabeth aus München stand in New York am Flughafen und wartete auf ihren Verlobten. Der nicht kam. Die Zeitungen berichteten. Und Hunderte Menschen nahmen Anteil und schickten ihr Briefe.

MV: Und wie kam es dazu, was denkst Du, wieso diese junge deutsche War Bride die Menschen so berührt hat? Also das reale Vorbild zu Luise?

Es hat wahrscheinlich nicht geschadet, dass sie so fotogen war. Und dann ist es halt diese Geschichte, dass da so eine junge Frau steht und so alleine ist. Sitzengelassen von ihrem Verlobten in einem fremden Land. Das hat die Menschen gepackt. Da haben sie dann reagiert und diese ganzen Briefe geschrieben und haben gesagt: »Wir adoptieren dich«, »Ich heirate dich«, »Ich schenke dir einen Sprachkurs«, all diese Sachen.

Kurz vorher gab es auch Briefe, die in amerikanischen Zeitungen abgedruckt wurden, in denen hieß es: Nein, lasst unsere Jungs keine deutschen Fräuleins heiraten, »wir wollen die nicht«. Jetzt war da aber ein Gesicht, da war dieses Fräulein Elisabeth, und so eine Person zu verabscheuen, das hat nicht funktioniert. Sie hat ihr Mitgefühl geweckt. Meines ja auch, mich hat sie auch nicht mehr losgelassen.

MV: War der Auslöser also vor allem Mitgefühl?

Bei mir war es dieses Bild. Wie sie mit ihrem Koffer am Flughafen steht. Ich kriegte das nicht mehr aus meinem Kopf. Ich habe es lange versucht, aber es blieb so hängen. Und dann wollte ich halt wissen, wie das so gewesen sein könnte.

Ich wusste nicht so ganz, was ich alles entdeckte, wenn ich weitersuche. Aber ich fand so viele Geschichten, die zu Herzen gehen. Und ich war immer so froh über die War Brides, die Jahrzehnte verheiratet waren und Kinder kriegten und glücklich in den USA geworden sind.

FvL: Deutsche Frauen in Amerika, die dann ja auch, glaube ich, nicht mehr angefeindet wurden, oder? Hat sich das nach Kriegsende bald gelegt?

Das war tatsächlich verschieden. Es hing wohl immer ein bisschen davon ab, in was für Familien die Frauen eingehiratet haben. Manche waren sehr allein, andere wiederum fühlten sich sehr willkommen. Und das war nicht nur bei den deutschen so, sondern auch bei den englischen oder französischen. Irgendwann las ich einen Artikel, dass sich ehemalige War Brides vor ein paar Jahren noch einmal getroffen haben, ich glaube, es war in Philadelphia. Da war ein findiger

Reporter dabei, der das Glück hatte, ihre Geschichten noch hören zu dürfen. Denn bald ist ja von dieser Generation niemand mehr übrig. Und eine Dame erzählte, die deutschen War Brides, die blieben immer noch sehr unter sich, mischten sich immer noch nicht mit den anderen.

FvL: Und wonach hatten sie Heimweh, glaubst Du? Weil das ist ja schwer zu sagen, wenn du ein Land verlässt, das eigentlich in Schutt und Asche liegt und besiegt ist, und trotzdem ist es ja das Zuhause.

Wenn man seine Heimat verlässt, ist das für jeden anders, denke ich. Man vermisst vielleicht das, was es zu essen gab, als man klein war; wie die Luft roch, wo man aufgewachsen ist. Die Landschaft, die Familie und die Sprache. Es gibt Geschichten von Kindern von War Brides, die erzählen, dass ihre Mütter immer noch auf Deutsch schimpften.

FvL: Krisenzeiten sind auch oft gute Zeiten, um sich neu zu erfinden, und damit natürlich für Frauen besonders interessant. Nicht nur im Sinne von Emanzipation, weil das die Sache, glaube ich, zu eng fasst. Man entwirft sich ja auch in einem fremden Land in dieser Zeit völlig neu. Wie, würdest Du sagen, ist das für deine Luise?

Wir sind tatsächlich in der Geschichte, also im Schreibprozess noch nicht so weit. Aber so wie ich jetzt Luise inzwischen kennenlernen durfte, lässt sie sich von gar nichts unterkriegen. Also ich glaube ja daran, dass man die Welt auch im Kleinen verändern kann, jeder für sich, und das macht unsere Heldin unter Garantie, das macht sie jetzt schon die ganze Zeit, also wird sie das auch weitermachen.

MV: Du stellst Luise ja eine Enkelin zur Seite. Wieso hast Du entschieden, auch noch die Gegenwart mitzunehmen?

Ich weiß gar nicht, ob ich das entschieden habe. Die Geschichte wollte das so, ich konnte es gar nicht verhindern. Ich brauche ja auch die Gegenwart, um die Vergangenheit zu reflektieren. Die beiden Helden im



Jetzt kommentieren und kommentieren, mitunter komme ich dann ins Schwitzen und sage: Danke, es reicht, es ist genug geredet. Und manchmal hören sie dann auf mich. Manchmal allerdings auch nicht.

FvL: Ist das befreiend oder ist das oft auch lästig, dass die Figuren einfach machen, was sie wollen?

Es ist eigentlich genau das, was man will. Wenn die Geschichte ohne dich davon galoppiert, dann stehen die Chancen gut, dass sie funktioniert. Man muss sich dann nur anstrengen, dass sie einen nicht abhängt.

FvL: Und gibt es eine der beiden Ebenen, die Dir mehr liegt? Also ist die historische Ebene aufgrund der Recherchen schwieriger zu schreiben, oder, da Du ja der Figur folgst, eigentlich dann doch nicht?

Tatsächlich war das, als ich mit 1945 angefangen habe, total schwer. Ich habe zwei Wochen gebraucht für die ersten fünf Seiten. Dann hat sich auch das verselbstständig, sodass es im Moment gar nicht schwer ist.

MV: Warum war der Romananfang so schwer?

Ich glaube, weil so viel rein musste über den Krieg. Und das, das war harter Tobak. Und das Ganze durfte

nicht wie in einem Geschichtsbuch klingen. Ich wollte es auch immer noch mit einer gewissen Leichtigkeit erzählen.

MV: Leichtigkeit ist Dir sehr wichtig.

Ja, da bin ich ein bisschen eigen. Ich persönlich schätze Bücher, wo neben dem Leid auch die Freude zu finden ist, und neben dem Weinen auch immer das Lachen. Ich kann nicht ohne Lachen, und ich kann das tatsächlich auch nicht schreiben.

MV: Und das ist ja auch das, was den Roman so auszeichnet, Deine Sprache, aber die passt eben auch wahnsinnig gut zu den Figuren, und Du hast ja bisher, also vor diesem Roman, vor allem Kinderbücher geschrieben. Würdest Du sagen, das war die ideale Schule, für jetzt, für Deinen ersten großen Erwachsenenroman?

Dass ich jetzt seit über 15 Jahren Kinderbücher schreibe, war genau wie meine Arbeit für die Zeitung natürlich irgendwie eine Schule. Beides führte dazu, dass mein Geschreibe immer knapper und knapper wurde, denke ich. Zeitungsredakteure und Kinder wollen nämlich eigentlich genau dasselbe: Dass man auf den Punkt kommt beim Erzählen. Und das hurtig.

Danke für das Gespräch, Charlotte!

LESEPROBE

I

Sie hatte noch nie zuvor versucht, ihr ganzes Leben in einen Koffer zu packen.

Sie hatte auch noch nie zuvor einen Reisepass besessen.

Doch hier stand sie nun. Mit dem Koffer in der einen Hand und dem Reisepass in der anderen.

»Are you really coming?«, hatte er in seiner letzten Nachricht an sie geschrieben. »To stay?«

Yes.

II

1

»Are you alright?«

»Yes«, lügt sie. »I'm only panicking.«

Und sie denkt, während sie versucht, sich unauffällig ein, zwei Tränen von der Wange zu wischen: Kann man das so sagen?

Und denkt dann: Warum sagst du das überhaupt? Jetzt wird er nachfragen.

Genau das tut er.

»Flugangst?«, fragt er. Er fragt es in fast akzentfreiem Deutsch.

Beeindruckend findet sie. Sie selbst sagt mit hörbarem Akzent: »No. It's much more complicated.«

Das Flugzeug rollt langsam, aber unerbittlich weiter. Das Terminal verschwindet Stück für Stück aus ihrem Blickfeld. Warten sie noch dort? Winken sie?

Sie hebt die Hand und presst sie kurz gegen das dicke Fensterglas.

Sofort nach der Landung, noch auf dem Rollfeld, wird sie ihr Handy einschalten und ihnen allen texten: Bin da! Schöner Flughafen. Alles ist gut. Und das wird hoffentlich nicht gelogen sein.

Da beschleunigt das Flugzeug plötzlich. Und sie sieht das Terminal nicht mehr.

»Meine Großmutter ist mit dem Fahrrad quer durch Deutschland geradelt«, stößt sie hervor und greift abrupt quer über den leeren Platz zwischen ihnen nach seiner Hand. »Da war der Krieg gerade erst vorbei. Denken Sie nur. Das hat sie getan.«

»Did she really?«, sagt er und schaut auf ihre verschlungenen Hände hinab.

»O ja«, sagt sie. Dann muss sie kurz die Luft anhalten und kann nicht mehr weitersprechen, denn das Flugzeug hebt vom Boden ab. Presst sie in die Sitze. »Da werde ich ja wohl noch ein Flugzeug nehmen können, um mich über den Atlantik fliegen zu lassen«, flüstert sie und umklammert seine Hand wie eine Rettungsleine. »Dachte ich jedenfalls.«

»And so you do«, sagt er sanft. »Open your eyes.«

Sie öffnet die Augen.

»Look«, sagt er.

Und sie blinzelt und sieht dann nicht etwa zum Fenster hinaus und ein letztes Mal auf ihre Heimat hinab, sondern zum ersten Mal in sein Gesicht.

»Oh«, sagt sie.

»Was hat Ihre Großmutter getan, als sie angekommen war?«, fragt er und streicht einmal wie beiläufig mit dem Zeigefinger über ihre Knöchel.

»Sie verlobte sich.«

»Ah«, sagt er. »Big love. Und was werden Sie tun, wenn Sie aus diesem Flugzeug gestiegen sind?«

»Heiraten«, sagt sie und lässt seine Hand voll Bedauern wieder los.

III

1

Ihr Foto schaffte es nicht auf die Titelseite.

Aber ihr Foto schaffte es in die *New York Times*. In die *Post*. Und in die *Daily News*. Und in all die anderen Zeitungen, die im Dezember 1948 in New York so gelesen wurden.

»Jetzt sieh dir das an«, sagte Mr Solomon Newton zu seinem Sohn Benjamin, der gerade sein hastiges Frühstück beendete. »Dieses reizende Mädchen hier. Mit dem Koffer. Steht einsam und verlassen am Flughafen. Armes Ding. Gestrandet. Was soll sie jetzt machen? ›Lovely War Bride«, schreiben sie. Und sie haben recht. Dieses goldene Haar. Wie die Loreley.«

»Dad«, sagte Benjamin, ohne hinzuschauen. »Wie willst du erkennen, dass sie goldenes Haar hat? Es ist ein Zeitungsfoto. Schwarz-weiß.«

Mr Newton ignorierte das. »Du solltest ihr schreiben«, sagte er. »Deine Dienste anbieten. Die kann sie brauchen. Sonst werden sie das arme Kind zurückschicken.«

»Bitte?«, sagte sein Sohn. »Nein. Ganz sicher nicht.«

»Aber sie ist reizend!«

»Du wiederholst dich.«

»Und braucht Hilfe.«

»Die brauche ich auch. Wie konnte ich nur denken, es sei eine gute Idee, Jura zu studieren? Ich hätte mich wie



WIE WILLST
DU ERKENNEN,
DASS SIE
GOLDENES
HAAR HAT?
ES IST EIN
ZEITUNGS-
FOTO.
SCHWARZ-
WEISS.



*EIGENTLICH
WAR DAS EIN-
WANDERUNGS-
GESETZ BEDAU-
ERLICH
UNNACHGIEBIG.
LIEBE WAR DA-
RIN NICHT VOR-
GESEHEN.*

du für deutsche Lyrik entscheiden sollen. Nichts als Heinrich Heine und goldenes Haar den ganzen Tag.«

Mr Newton kannte dieses regelmäßig wiederkehrende Lamento und ignorierte auch das. »Du wirst ihr nicht schreiben?«

»Nein, sorry, Dad«, sagte sein Sohn, schob seinen Stuhl zurück, klemmte sich die abgegriffene Ledermappe unter den Arm und klopfte seinem Vater im Vorbeigehen freundlich auf die Schulter.

»Dann tu ich's«, rief Mr Newton ihm nach. »Ich werde schreiben: Mein Sohn, der Anwalt, kann helfen. O ja, ich schreibe.«

Und er tat es.

Er sollte nicht der einzige bleiben.

2

Idlewild Airport war 1948 noch recht überschaubar.

Kein Jahr alt.

Mit nur einem Terminal.

Aber der verdammt noch mal beste Flughafen der Welt, sagte Bürgermeister La Guardia.

Mit sechs Landebahnen. Lang genug, dass Jumbojets und Militärmaschinen sie anfliegen konnten.

Mit zwölf Fluglinien, die Flüge in alle Welt anboten. Peru? Paris? In Reichweite.

Der Duft der weiten Welt umwehte Idlewild Airport.

Er lag nur fünfundzwanzig Kilometer von Manhattan entfernt und war im Sumpfgebiet der Jamaica Bay errichtet worden. Wer zu Fuß über das Rollfeld lief, konnte das Meer riechen. Und mit salzigen Lippen die Gangway erklimmen.

Wer kein Ticket hatte, stand auf dem Aussichtsdeck und sah den Maschinen beim Starten und Landen zu.

Während ein Sternenbanner über dem Tower im Wind schlug.

Früher hatte es hier einen Golfplatz gegeben. Idlewild hatte er geheißen. Ein guter Name. Er hielt sich hartnäckig, auch wenn nun Douglas DC-3s statt Golfbällen über das Marschland flogen.

Offiziell hieß der Flughafen International Airport.

Und wirklich: Er war in diesen Tagen das Tor zu einer anderen Welt.

Vor allem für die War Brides.

Jene jungen Frauen aus Europa und dem Pazifikraum, die sich mit in der Fremde stationierten Soldaten verlobt oder verheiratet hatten. Und ihnen jetzt, da die Männer heimwärts zogen, nachreisten. Die Damen wollten in den Vereinigten Staaten von Amerika ein neues Leben beginnen, weit weg von den Nachkriegswirren ihrer Heimat.

Eigentlich war das Einwanderungsgesetz bedauerlich unnachgiebig. Liebe war darin nicht vorgesehen. Aber besondere Zeiten erforderten besondere Maßnahmen. Und waren die Mitglieder der US-Streitkräfte nicht sämtlich Helden? Musste man ihnen da nicht entgegenkommen?

Also machte der Kongress es möglich und entwarf eine Ausnahmeregelung. Den War Brides Act. Er erlaubte für einen kurzen Zeitraum die Einreise der Angetrauten und Verlobten.

Sie kamen in Scharen.

Die meisten per Schiff. Aber einige per Flugzeug. Vor allem jetzt, kurz bevor sich das Jahr dem Ende zuneigte und die Ausnahmeregelung auslief.

Die Zeit drängte.

Noch zehn Tage bis Neujahr.

Noch drei Tage bis Weihnachten.

3

Fräulein Luise Adler, das Mädchen mit den goldenen Haaren, hatte nicht geplant, tabloid star zu werden. Weder in der *Times*. Noch in der *Post*. Noch in den *Daily News*.

Ihr Plan hatte vielmehr so ausgesehen:

In das Flugzeug steigen.

Nicht abspringen, bevor es startete.

Durchhalten, aushalten den ganzen langen Flug, den ganzen weiten Weg über den Atlantik.

Nicht an das denken, was hinter ihr lag.

Nicht an die denken, die sie vielleicht nie wiedersehen würde.

Nur an ihn.

So weit, so gut. Sie saß. Sogar am Fenster. Das hatte sie nicht gewollt, das war so passiert.

Würde sie Flugangst haben?

Nein.

Sie hatte ihren Bruder im Krieg verloren. Sie hatte ihr Zuhause im Krieg verloren.

Sie, Luise Adler, einundzwanzig Jahre jung, hatte vor nichts mehr Angst. Würde vor nichts mehr Angst haben.

Nie mehr.

Sie hatte keine Angst, als der Flieger abhob. Und sie hatte auch keine Angst, als der Flieger über die Wolken stieg. Als er brummend den Atlantik überquerte, der sich riesig bis unendlich unter ihnen ausbreitete. So blau. So tödlich.

Sie hatte noch nie zuvor das Meer gesehen.

Sie hatte keine Angst davor abzustürzen. Obwohl sie

ja sehr gut wusste, wie leicht ein Flugzeug vom Himmel zu holen war. Wie schnell es den Boden erreichte. Das Geräusch, das es dabei machte. Das Geräusch, das es machte, wenn es zerschellte. Und das Geräusch der Stille danach.

Sie hatte es schließlich schon erlebt.

Aber nein, sie, Luise Adler hatte keine Angst.

Nicht beim Sinkflug, nicht bei der Landung.

Nicht mal, als sie zum ersten Mal den Fuß auf fremden Boden setzte.

Warum sollte sie auch?

Gleich würde sie ihn wiedersehen. Gleich würde sich die Menge teilen und er würde dort stehen. Und sein Gesicht würde sich aufhellen, sobald er sie entdeckte.

Ja, die Menge verlieb sich.

Der letzte Rock verschwand.

Zurück blieb Luise.

Stand noch eine Weile.

Schwankte nicht.

Stellte ihren Koffer ab und machte sich bereit zu warten, solange es eben dauern würde.

Mich kriegt nichts klein, dachte Fräulein Luise Adler.

IV

1

Es ist ein Transatlantik-Flug. Frankfurt – New York. Nonstop. Sie werden viele Stunden nebeneinandersitzen. Nur mit diesem einen leeren Platz zwischen sich.

Die Ansnallzeichen sind erloschen, die Flugbeleiter inzwischen mit ihren Rollwägelchen voller Erdnüsse, Tomatensaft und Ginger Ale unterwegs, da fragt sie

mit kleiner Stimme: »Wie war das mit der Flugangst, Mister? Woran merkt man, dass man die hat?«

Er lässt sein Magazin sinken, das er vorgibt zu lesen. »Warum fragen Sie?«, erkundigt er sich und sieht sie an. Er hat lange versucht, sie nicht mehr anzusehen. Etwa zehn Minuten ohne Seitenblick hat er geschafft.

Jetzt entdeckt er, dass sie sehr blass ist. Nicht nur um die Nase. »Was ist los?«

»Ich denke zu viel«, flüstert sie.

»Ist das überhaupt möglich?«

»O ja«, sagt sie.

Das klingt sehr von Herzen kommend, findet er. »Und was denken Sie so?«

»Ich denke: Werde ich ihn noch kennen? Wir haben uns monatelang nicht gesehen! Werde ich seine Wohnung mögen? Werden seine Freunde mich mögen? Werde ich ihm noch gefallen, jetzt, da ich so viele Monate älter bin? Und später, wenn ich graue Haare kriege, die ich nicht färben will, und ein Gebiss, das ich nachts neben seiner Zahnbürste in ein Wasserglas legen muss? Werden wir glücklich werden? Werde ich glücklich sein? Wie soll ich das, wenn seine Freunde mich nicht mögen? Und ich ihm nicht mehr gefalle? All diese Gedanken werden zu einem Karussell, sie drehen sich, alles dreht sich, mir wird ganz schwindelig davon.«

Sie hält sich den Kopf. Ganz fest. So, als müsse sie ihn am Auseinanderspringen hindern.

»Verstehe«, sagt er mitleidig. So viele und so große Gefühle mit auf Reisen zu nehmen, ist nie eine gute Idee. Manchmal verlieren sie sich unterwegs, aber wenn nicht, sind sie das schwerste Gepäck überhaupt.

Sie dort in ihrer Fensterecke schluckt krampfhaft. Und lässt die Hände sinken. Presst sie auf den Magen. »Ich glaube, jetzt wird mir übel. Wo sind denn hier die Spucktüten?«

Sie beginnt zu suchen. Weil ihre Finger dabei so zittern, reißt er aus dem Paket mit Info-Material an der Rückenlehne vor sich seine Tüte heraus und reicht sie ihr.

»Die ist auch gut gegen Hyperventilieren«, sagt er freundlich.

»Hyperventilieren? Ich?«, stößt sie hervor. »Ach, Quatsch.« Beginnt aber, zurückgelehnt in ihren Sitz, in seine Papiertüte zu atmen.

Er fragt sich, wie er ein kleines, blasses Gesicht hinter einer Papiertüte, ein Paar vor Anstrengung gerunzelter Brauen so unglaublich anziehend finden kann.

2

Sie sitzen eine Weile nur so da. Atmen.

Lauschen dem dumpfen Gedröhn des Flugzeugs. Es dämpft die Geräusche der anderen Passagiere, der Flugbegleiter.

Sie beide sind ganz allein in ihrer Sitzreihe.

Er ist nicht wieder auf seinen Platz zurückgerutscht.

»So«, sagt er schließlich. »Willst du mir von deinem fiancé erzählen?«

»Wem?«

»Von dem Mann, den du heiraten wirst?«

»Oh«, sagt sie. »Nein.«

»Okay«, sagt er. »Und was ist mit dem fiancé deiner Großmutter?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Sie hält die Spucktüte immer noch in der Hand. In der linken. Die rechte liegt auf der Armlehne neben ihm. So nah, dass er versucht ist, wieder danach zu greifen.

Stattdessen sagt er: »Wir haben doch eine ganze Atlantiküberquerung lang Zeit.«



26.
SEP
2024

CHARLOTTE INDEN
IM WARTEN SIND WIR WUNDERVOLL

Hardcover mit Schutzumschlag

384 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07274-8

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

24

DENIS SCHECK
SCHECKS BESTSELLERBIBEL



Schecks

DENIS SCHECK

BESTSELLER BIBEL

SCHÄTZE UND SCHUND AUS 20 JAHREN

LESEPROBE

Aus dem Vorwort:

Ich liebe Bücher – leidenschaftlich und von Kindesbeinen an. Und ich möchte möglichst viele Menschen mit dieser Leidenschaft anstecken. Ich liebte das Lesen selbst schon in jener Zeit, als ich noch gar nicht lesen konnte, nämlich vom ersten Tag an, als mir vorgelesen wurde. Was für ein wundervolles Gefühl, sich ganz und gar in einer Geschichte zu verlieren ... und hernach gestärkt wiederzufinden. Vorgelesen wurde mir erst von meiner Mutter aus *Grimms Märchen*, später von meiner einige Jahre älteren Schwester aus Erich Kästners *Pünktchen und Anton*. Des Teufels Großmutter, die sieben Geißlein im Uhrenkasten, der Goldklumpen von Hans im Glück – aber auch die sechs Schwanenhemden für die sechs Brüder, der Machandelboom oder der Fischer und seine raffgierige Frau, die erst Kaiser, dann Papst werden möchte, ohne den Hals je voll genug zu bekommen. Ich weiß nicht, was mir damals realer erschien: Die Wirklichkeit von Pünktchen und Anton, die im Berlin der Weimarer Republik beide betteln, die eine, weil sie ihre Kinderfrau dazu zwingt, der andere aus Not, oder die Angst der Geißlein vor dem bösen Wolf. Wenig später kamen die Europa-Märchenplatten im Plattenspielerschrank dazu: Hans Paetsch erzählte vom *Kleinen Muck*, von *Zwerg Nase* und *Kalif Storch*, Joachim Rake vom Schatzhauser und Holländer-Michel im Schwarzwalddrama *Das kalte Herz*, das mich heute noch das Gruseln lehrt. Ich wusste nicht, dass all diese für mich an grellfarbigster Exotik kaum überbietbaren Geschichten mein schwäbischer Landsmann Wilhelm Hauff ersonnen hatte, der vor 200 Jahren noch nicht mal 25-jährig an Typhus starb und heute auf dem kleinen Hoppelau-Friedhof mitten in Stuttgart begraben liegt. Es ist einer der wenigen wirklich schönen und entspannenden Orte in der Innenstadt, den ich gern besuche, wenn ich etwas lesen will. Glasmännlein habe ich dort noch keine gesehen, aber ist es ein Zufall, dass rund um Wilhelm Hauffs Grab immer besonders viele Eichhörnchen herumzuflitzen scheinen?

Dass eine Stimme buchstäblich Stroh zu Gold spinnen, allein durch Worte die Bedrängnisse der Gegenwart vollkommen auslöschen und einen stattdessen mit Haut und Haar in eine unausdenkbar zauberhafte Fantasiewelt versetzen kann, erschien mir damals schlicht als ein Wunder. Und das ist auch ein gutes halbes Jahrhundert später noch so geblieben. Literatur ist Zauberei. Wortmagie. Für mich die größte Kunstleistung der Menschheit.

Wenn ich heute Gert Westphal vom alten Stechlin erzählen höre, mit Andreas Fröhlich Bilbo Beutlin nach Mordor begleite oder mit Eva Mattes den irrwitzigen Dschungel von Missverständnissen und Vorurteilen im Beziehungs-drama von Elizabeth Bennet und Fitzwilliam Darcy durchforste, spüre ich manchmal noch die Gänsehaut, mit der ich von den Zauberpanzern und dem vergrabene Schätze anzeigenden Spazierstock des *Kleinen Muck* hörte.

Bücher zählen zu meinen unverzichtbaren, weil verlässlichsten Lebensbegleitern. Sie sind mir ein Fels in der Brandung in Zeiten innerer Nöte und Anfechtungen, funktionieren zuverlässig gleichermaßen als Flucht- wie als Trostmittel; an besseren Tagen aber auch als Türöffner zu ungeahnten Freiheits- und Möglichkeitsräumen, unermesslichen Spielflächen der Imagination. Lesend habe ich mich in einen Bienenstaat integriert, Wälder gerodet und Land urbar gemacht, Familien und Städte gegründet und zerstört, alle Arten von Eheschlachten geschlagen, war Ritter, König, Bettelknabe, nicht zu vergessen Kurtisane, Hofdame und Kupplerin, habe gemordet und wurde gemeuchelt, sah galaktische Imperien im Verlauf von Jahrzehntausenden entstehen und wieder zerfallen.

Fragt mich ein Fotograf heute nach einem Vorschlag für ein Motiv, zitiere ich gern Gotthold Ephraim Lessing, der vor gut 250 Jahren als kleines Kind einmal von einem Maler gefragt wurde, wie er portraitiert



HAT DER, DER DAS SCHREIBT, DAS WIRKLICH SELBST ERLEBT?

werden wollte und darauf die Antwort gab: »Am liebsten mit einem großen Haufen Bücher!«

Dabei ist Lesen kein solipsistischer Akt der Selbstversenkung, kein Rückzug in sich selbst und keine Nabelschau, sondern das schiere Gegenteil: Alles Lesen ist Zusammenarbeit. Jedes Buch ist im Grunde eine Halbfertigware. Erst durch Kooperation zwischen unserem Bewusstsein und dem Text entsteht das, was wir Lesen nennen. Wenn wir das Buch nicht durch unsere Aufmerksamkeit zum Leben erwecken, bleibt es ein toter Gegenstand. Wie Tee oder Kaffee ohne heißes Wasser. Meine kluge Kritikerkollegin Anne-Dore Krohn zitiert in diesem Zusammenhang gern den britisch-palästinensischen Autor Moshin Hamid, der sagt, jedes Buch sei nur eine Hälfte. Die andere Hälfte müsse die Leserin oder der Leser ergänzen. In dieser Aussage ist meinem Dafürhalten nach eine tiefe Weisheit enthalten. Lesen ist kein passiver Akt, sondern aktives Mitgestalten.

2021: Warum Bücher?

Mein Vater war kein Leser. »Papier ist geduldig«, so seine stets gleichlautende Antwort, wann immer ich ihn mit etwas aus einem Buch Aufgeschnappten zu begeistern versuchte. Manchmal gefolgt von dem Satz: »Hat der, der das schreibt, das wirklich selbst erlebt?« Für Ausgedachtes und Erfundenes besaß er nicht nur keinen Sinn - Fiktion löste regelrechte Abscheu, ja sogar echte Wut in ihm aus. Seine Meinung über

Schriftsteller brachte er denn auch kurz und knapp auf den Nenner: »Alles Lügenbeutel!«

Damals wusste ich nicht, dass mein Vater im Grunde dasselbe Misstrauen gegen die Dichter hegte, das schon vor über zweitausend Jahren Plato im antiken Griechenland umtrieb. Deshalb wollte Plato die Dichter aus seinem Idealstaat verbannen. Wobei genau genommen Platos Misstrauen weniger der Dichtung, sondern der Schrift als solcher galt. Er glaubte nicht, dass sie das Gedächtnis der Welt sei, ein verlässliches Speichermedium. Im Gegenteil, so lässt Plato im berühmten »Phaidros«-Dialog den Pharao Thamus gegen den Erfinder der Schrift, den ägyptischen Gott Theuth, argumentieren: »Diese Erfindung wird den lernenden Seelen vielmehr Vergessenheit einflößen aus Vernachlässigung des Gedächtnisses, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen vermittelst fremder Zeichen, nicht aber innerlich sich selbst und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für das Gedächtnis, sondern nur für die Erinnerung hast du ein Mittel erfunden und von der Weisheit bringst du deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache selbst.« Umberto Eco kommentierte diese oft zitierte Stelle aus Platos *Phaidros* einmal sehr lustig mit den Worten: »Das gleiche Erschrecken muss denjenigen überkommen haben, der zum ersten Mal ein Rad sah. Er wird gedacht haben, jetzt würden die Menschen das Gehen verlernen.«

Mein Vater kannte weder Plato, Theuth noch Thamus, ja nicht einmal Umberto Eco. Und ohne despektierlich sein zu wollen: Mit Weisheit hatte er auch nicht gerade viel am Hut. Doch eines hatte ihn seine Kindheit und Schulzeit gelehrt: Traue nichts und niemandem, vor allem nichts, was in Zeitungen oder Büchern steht. Kein Wunder – mein Vater war Jahrgang 1927. Für ihn fielen Schul- und Nazizeit in eins. Alles Lehrmaterial, das ihm von der ersten Klasse an vor Augen kam, war komplett von der NS-Propaganda durchseucht. Eigentlich mehr als verblüffend, dass er bei so viel Indoktrination in Jungvolk, Hitlerjugend, in der Schule und ganz zuletzt kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs in der Wehrmacht bei der Ausbildung in einer Sturmboot-Flottille in Ulm nicht selbst zum Nazi wurde. Dagegen schützte ihn wohl sein pietistisches

DIE 10 GEBOTE DES LESENS

- 1 Lesen Sie skeptisch. Das wichtigste Rüstzeug eines Lesers ist das, was Ernest Hemingway »a built-in, shockproof bullshit detector« nennt: ein eingebauter stoßsicherer Bullshit-Detektor.
.....
- 2 Lesen Sie mehr Bücher von Autoren aus dem Ausland als aus dem Inland.
.....
- 3 Lesen Sie mehr Bücher von Autoren eines anderen Geschlechts als Ihres eigenen.
.....
- 4 Lesen Sie mehr Bücher aus vergangenen Zeiten als aus Ihrer eigenen.
.....
- 5 Betrachten Sie alle Autoren aus allen Epochen als Ihre Zeitgenossen.
.....
- 6 Beurteilen Sie ein Buch weder nach seinem Umschlag, seinem Genre noch seinem Verlag.
.....
- 7 Lügen Sie nicht über das Gelesene! Wenn Ihnen ein Buch langweilig wurde oder wenn es Sie amüsiert hat, behaupten Sie nicht das Gegenteil.
.....
- 8 Urteilen Sie öffentlich nur über Bücher, die Sie von der ersten bis zur letzten Seite gelesen haben.
.....
- 9 Urteilen Sie über Bücher, nicht über Menschen.
.....
- 10 Seien Sie sich bewusst, wenn Sie eine Übersetzung lesen, und achten Sie auf den Namen des Übersetzers oder der Übersetzerin.
.....



Elternhaus und sein schwäbischer Eigensinn. Vor allem aber in den 60er- und 70er-Jahren seine Bewunderung für Muhammad Ali. Mein Vater hatte kurz nach Kriegsende eine Zeitlang selbst geboxt. Und zu den schönsten Erinnerungen an meinen schweigsamen und literaturfernen Vater zählen die an die vor dem Schwarzweißfernseher gemeinsam verfolgten Boxkämpfe des Kriegsdienstverweigerers Ali nach seiner dreijährigen Sperre Anfang der 70er-Jahre auf dem Weg zur Rückeroberung seiner Schwergewichts-Weltmeisterschaft: den Rumble in the Jungle gegen George Foreman, den Thrilla in Manila gegen Joe Frazier, die Kämpfe gegen Ken Norton, Floyd Patterson und Leon Spinks. Mehr als an die Boxkämpfe selbst erinnere ich mich an die Euphorie des Mitten-in-der-Nacht-Gewecktwerdens, die Begeisterung meines Vaters und seine enthusiasmierten Versuche, mir das Besondere, ja nahezu Überirdische von Alis Technik zu erklären. Auch wenn ich wenig von Boxen verstand, eines wurde mir in diesen Nächten klar: Mein Vater verehrte diesen Schwarzen. Und diese grenzenlose Bewunderung für den Athleten Ali ließ ihn den in seiner Generation fest eingewurzelten Rassismus tatsächlich überwinden.

Nun war aber Muhammad Ali nicht nur ein Ausnahmesportler, sondern auch ein Sprachereignis. Das ging meinem wortkargen Vater eigentlich gegen den Strich. Aber selbst er, der sein Leben lang nach der pietistischen Devise lebte »Nichts gesagt ist genug gelobt«, musste unwillkürlich grinsen, wenn Großmaul Ali, der erste Rapper der Welt, mit Sprüchen kam wie: »I've done something new for this fight. I've wrestled with an alligator, I've tussled with a whale, I did handcuff lightning, and threw thunder in jail. I'm bad. Last week I've murdered a rock, injured a stone and hospitalized a brick. I'm so mean I make medicine sick. Last night I cut the light off in my bedroom, hit the switch and was in bed before the room was dark. I'm so fast man I can run through a hurricane and don't get wet. When George Foreman meets me he'll pay his debt. I can drown and drink the water and kill a dead tree, wait 'til you see Muhammad Ali.« Ich kam ganz schön ins Schwitzen, als mich mein Vater bat, ihm das zu übersetzen – wer hatte schon von einem Menschen gehört, der mit einem Alligator rang, sich mit einem Wal

stritt und durch einen Hurrikan laufen konnte, ohne nass zu werden – und das alles auch noch gereimt?

Der Mäzen und Literaturwissenschaftler Jan Philipp Reemtsma, selbst eine Ausnahmegestalt, hat 1995 ein besonders schönes und anregendes Buch über Muhammad Ali geschrieben, in dem er von ganz ähnlichen Erlebnissen berichtet: *Mehr als ein Champion: über den Stil des Boxers Muhammad Ali*. Wenn ich mitunter besonders streng mit Büchern von und über Sportler bin, liegt dies nicht zuletzt an Reemtsmas beglückend einsichtsreichem Buch. Es ist ein tatsächlich ziemlich gnadenloser Maßstab.

Zu meiner nicht geringen Überraschung durfte ich Muhammad Ali einmal die Hand schütteln. Es geschah 2003 auf der Frankfurter Buchmesse, am Stand des Taschen Verlags, der damals einen Bildband über Ali veröffentlichte – natürlich im Superschwergewichtsformat. Mein Vater war zu der Zeit noch nicht lange tot, und vielleicht machte ich dem sichtlich von seiner Parkinson-Erkrankung gekennzeichneten Champion deshalb als erstes das eigentlich törichte Kompliment: »My father admired you greatly!« Doch Ali antwortete zwar langsam, doch souverän wie immer: »Your father was a wise man.«

*

Das zweite Jahr der Covid-19-Pandemie mit Lockdowns weltweit, aber auch Impfkampagnen mit rasend schnell entwickelten Impfstoffen. Im Januar stürmen Trump-Anhänger das Kapitol, um die Bestätigung



**YOUR FATHER
WAS A WISE
MAN.**

BESTSELLER- LISTE HC BELLETRISTIK OKTOBER 2021

10

SALLY ROONEY:
»SCHÖNE WELT, WO BIST DU«

(Deutsch von Zoë Beck, Claasen, 352 S., 20 €)

Der Titel stammt von Friedrich Schiller, der in seinem Gedicht »Die Götter Griechenlands« über unsere entseelte Welt klagte: »Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder, / Holdes Blütenalter der Natur! / Ach, nur in dem Feenland der Lieder / Lebt noch deine fabelhafte Spur.« Sally Rooney fragt nun, was eigentlich schiefgelaufen ist, warum unsere Gegenwart nicht die schöne Welt ist, die wir und Schiller uns erträumten. Was für eine irre Mischung: Rooney schreibt über zwei junge irische Freundinnen, deren Liebesqualen und salonkommunistische Weltanschauungen, Jane Austen begegnet hier Karl-Marx, recht detaillierte Sexszenen wechseln sich ab mit Klimawandel-Weltuntergangsfantasien und essayistischen Passagen über den Kollaps der Bronzezeit-Kulturen im Mittelmeerraum um 1200 vor Christus. Intelligente Unterhaltungsliteratur – mindestens.

9

CARSTEN HENN:
»DER BUCHSPAZIERER«

(Pendo, 224 S., 14 €)

Dieser zum Gruseln verkitschte Roman über einen Buchhändler, der für jeden armen Tropf den richtigen Schmöcker parat hat, soll eine Reklame fürs Lesen sein, ist aber eher ein Grund, damit aufzuhören.

8

DANIELA KRIEN:
»DER BRAND«

(Diogenes, 272 S., 22 €)

Ein seit 28 Jahren verheiratetes Paar aus Ostdeutschland scheint vor dem Aus seiner Ehe zu stehen. Der Mann, ein Germanistikprofessor, wird zur Zielscheibe der politisch Korrekten; die Frau, eine Psychotherapeutin, sinnt darüber nach, inwiefern die Traumata ihrer Familiengeschichte in ihr weiterwirken. Ihre gemeinsame Tochter ist ein Vampir von Ego-Monster. Daniela Krien ist unter den deutschen Gegenwartsauteuren die Beziehungsexpertin und besitzt einen Röntgenblick für Familienkonstellationen.

7

SUSANNE ABEL:
»STAY AWAY FROM
GRETCHEN«

(DTV, 528 S., 20 €)

Dieser gut konstruierte Roman über die Liebe zwischen der deutschen Greta und dem schwarzen Besatzungssoldaten Robert nach dem Zweiten Weltkrieg erinnert daran, wie lang der Weg aus einem von Rassismus und Bigotterie geprägten Nachkriegsdeutschland war – und welche Wegstrecke zu einer gerechteren Gesellschaft noch vor uns liegt.

6

**SIMON BECKETT:
»DIE VERLORENEN«**

(Deutsch von Karen Witthuhn und Sabine
Längsfeld, Wunderlich, 416 S., 24 €)

Beckett hat einen neuen Ermittler namens Jonah Colley erfunden, der vor zehn Jahren seinen Sohn verlor und von seiner Ehefrau betrogen wurde; sonst ist es aber ganz derselbe Gewaltporno wie eh und je.

5

**VOLKER KLÜPFEL,
MICHAEL KOBR:
»MORGEN, KLUFTI,
WIRD'S WAS GEBEN«**

(Ullstein, 141 S., 14 €)

Eine Weihnachtsgeschichte mit dem Allgäuer Kult-Kommissar, der leider, seit er Opa geworden ist, an fortschreitender »Butzele«-Verblödung leidet. Was kommt als nächstes: Themen-Bettwäsche? Motiv-Socken? Strandtücher?

4

**SVEN REGENER:
»GLITTERSCHNITTER«**

(Galiani, 480 S., 24 €)

Sven Regener inszeniert in seinem neuen Roman erneut ein großes Festival der Dialekte und kehrt zurück ins Westberlin der 80er. Regener erzählt von Kunst, Kommerz und Liebe, vom Aufstieg einer Band namens Glitterschnitter in der Besetzung Synthesizer, Schlagzeug, Bohrmaschine und vom Siegeszug des Milchkaffees in Kreuzberg. Ein großer Spaß.

3

**EVA MENASSE:
»DUNKELBLUM«**

(Kiepenheuer & Witsch, 528 S., 25 €)

In einem burgenländischen Städtchen namens Dunkelblum wurden im Frühjahr 1945 an die zweihundert jüdische Zwangsarbeiter massakriert. Die Einwohner halten über Jahrzehnte dicht, wer die Täter waren und wo die Toten verscharrt wurden. Eva Menasses Roman ist eine Meditation über die Mechanismen der Erinnerung, die Macht des Schweigens und die Wiederkehr des Verdrängten – vor allem aber ist »Dunkelblum« eine grandios inszenierte Sprachoper.

2

JULI ZEH: »ÜBER MENSCHEN«

(Luchterhand, 416 S., 22 €)

Eine Frau ist genervt von ihrer Beziehung, die immer »sortenreiner« wird: Also verlässt sie ihren kontroll-süchtigen Berliner Mann, kauft sich ein renovierungsbedürftiges Haus auf dem platten Land in Brandenburg und kommt dort in der politischen Realität Ostdeutschlands an. Weil Juli Zeh Ambivalenzen darzustellen weiß, gelingt ihr die glaubhafte Charakterzeichnung von Neonazis, Rassisten, Verschwörungstheoretikern, AfD-Wählern und sozial Depravierten. Man wird diese Menschen nicht mögen, aber man lernt sie in diesem Roman kennen und verstehen. Auch das ist eine Aufgabe von Literatur.

1

**HERVÉ LE TELLIER:
»DIE ANOMALIE«**

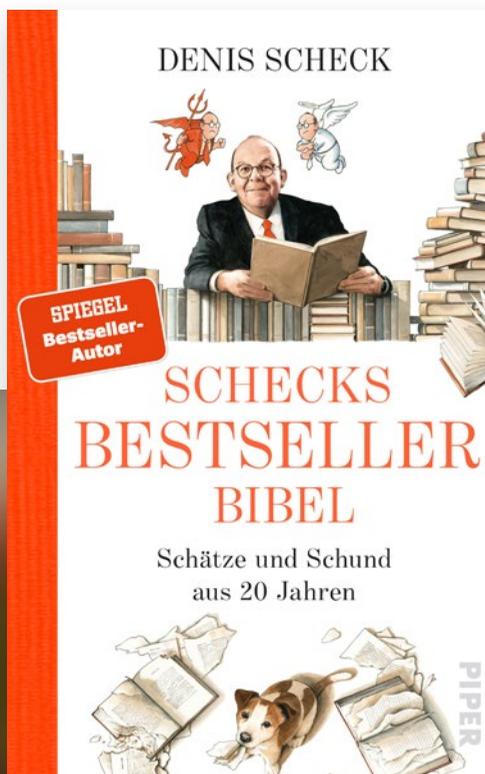
(Deutsch von Jürgen und Romy Ritte, Rowohlt,
352 S., 22 €)

Ein Flugzeug auf dem Weg von Paris nach New York landet im Abstand von 106 Tagen zweimal in den USA: an Bord exakt dieselben Menschen. Ein Zeichen Gottes? Oder des Teufels? Reißt das dünne Gewebe unserer Wirklichkeit? Wie nun mit den Klonen umgehen? Wer ist mit wem verheiratet? Wer hat Zugriff aufs Konto? Selten stand ein intelligenteres Buch an der Spitze der deutschen Bestsellerliste. *Vive la France, vive la littérature française, vive Hervé Le Tellier!*

von Joe Bidens Wahl zum Präsidenten zu verhindern. Stehen die USA vor einem Staatsstreich? Nachdem teils chaotisch verlaufenden Abzug der westlichen Truppen regieren die Taliban wieder Afghanistan. Olaf Scholz wird Bundeskanzler einer Ampelkoalition. Im Sommer kostet eine Flutkatastrophe in der Eifel und an der Ahr 186 Menschenleben und verursacht Schäden in Höhe von 33 Milliarden Euro. Tesla-Chef Elon Musk ist der reichste Mensch der Welt mit einem geschätzten Vermögen von 182,9 Milliarden Euro. Am 25. Dezember wird das James-Webb-Weltraumteleskop von einer Ariane-5-Rakete in den Orbit transportiert und liefert bald spektakuläre Bilder.

Der Literaturnobelpreis geht an den aus Sansibar stammenden Briten Abdulrazak Gurnah, von dem die meisten Deutschen noch nie gehört haben – obwohl er sich in mehreren seiner Romane mit dem Erbe der deutschen Kolonialgeschichte in Ostafrika auseinandersetzt. Der Österreicher Clemens J. Setz erhält den Georg-Büchner-Preis. Der Prix Goncourt ehrt Mohamed Mbougar Sarr für *Die geheimste Erinnerung der Menschen*, der Booker Damon Galgut für *Das Versprechen*, der Pulitzer Louise Erdrich für *Der Nachtwächter*. Der Prinzessin-von-Asturien zeichnet Emmanuel Carrère aus. Antje Rávik Strubel wird für *Blaue Frau* mit dem Deutschen Buchpreis geehrt, Iris Hanika für *Echos Kammern* mit dem Preis der Leipziger Buchmesse. Das Wort des Jahres lautet »Wellenbrecher«, das Unwort »Pushback«.

Der Bachmannpreisträgerin von 2020, Helga Schubert, gelingt das literarische Comeback des Jahres. Antje Rávik Strubel, Judith Hermann, Ewald Arenz, Eva Menasse, Daniela Krien und Benedikt Wells markieren die stilistische Bandbreite der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Nach wie vor ist der deutsche Humor zu Recht international gefürchtet – die Kabarettistenbücher in den Charts sind eine trostlose Lektüre. Juli Zeh erweist sich als furchtlose Chronistin der deutschen Gegenwart, zeichnet das gleichermaßen Abscheu und Mitleid auslösende Portrait eines Neonazis in Brandenburg und löst damit Schnappatmung unter Feuilletonisten aus, die jeden Abend mit dem wohligen Gedanken zu Bett gehen, auf der richtigen Seite zu stehen. Nicht nur im Internet ist *cat content* eine sichere Bank.



29.
AUG
2024

DENIS SCHECK
SCHECKS BESTSELLERBIBEL

Halbleinenband

400 Seiten

28,00 € (D) 28,80 € (A)

ISBN 978-3-492-07294-6

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

CLARA MARIA BAGUS

DIE UNVOLLKOMMENHEIT DES GLÜCKS

Dies ist die Geschichte eines Mannes und einer Frau.
Die in denselben Himmel blicken.
Ihrer voller Zugvögel. Seiner voller Trümmer.
Sie will dem Leben entkommen. Er dem Tod.
Und was sie finden ist Licht, das Licht berührt.



INTERVIEW

geführt von Martina Vogl

Im Alter von acht Jahren hast Du bereits Deine ersten Geschichten für Zeitungen geschrieben. Später hast Du Psychologie studiert und warst einige Zeit in der Hirnforschung tätig. Wie und warum hat es Dich zum Schreiben zurückgeführt?

Merkwürdigerweise habe ich schon als Kind mehr in meinem Kopf gelebt als in meiner Umgebung. Mit Vielem in der Welt da draußen kam ich nicht zurecht und habe mir schließlich eine eigene Welt voller Geschichten geschaffen.

Letztlich ist es die Sehnsucht nach Stille, die mich beim Schreiben antreibt. Ich halte diese heutige laute Welt, in der man schreien muss, um sich verständlich zu machen, nur schwer aus. Mir ist das oft zu viel. Ich habe lange gebraucht, um zu lernen, dass es auch für Menschen wie mich einen Platz gibt. Meiner ist in der Literatur.

Auch dieser neue Roman von Dir hat unglaublich schöne Szenen, Sätze, die man sofort aufschreiben möchte, Bilder, die einen lange begleiten. Wie gelangen diese Wörter aufs Papier? Wie kommst Du auf die Ideen für deine Bücher?

Ich bin eine Sammlerin von Augenblicken. Wie ein Kind seine Spielsachen am Abend mit ins Bett nimmt, nehme ich die Bruchstücke des Tages mit und füge die Augenblicke zu einer Geschichte zusammen. Und diese Geschichte spinnt sich dann in meinem Kopf weiter. An jedem einzelnen Satz schleife ich ewig, bis er Dinge auf eine ganz neue, ungewohnte Art ausdrückt.

Was bedeutet Schreiben für Dich? Ist es so romantisch, wie viele es sich vorstellen?

Schreiben ist harte Arbeit. Es bedeutet Disziplin, Disziplin, Disziplin. Manchmal schreibe ich tagelang, nur um alles eine Woche später wieder zu löschen. Am Schreibtisch zu sitzen und sich alldem zu stellen,

all diesen Realitäten und Schicksalen, ist anstrengend. Nach einem abgeschlossenen Kapitel bin ich immer ganz erschöpft, als hätte ich die Szene selbst in der Haut meiner Figuren miterlebt. Aber ich denke, das ist das, was auch die Leser:innen spüren und was letztendlich berührt.

Du scheust in deinen Romanen nicht vor schmerzlichen Themen zurück. Dennoch sind Deine Bücher voller Hoffnung. Warum widmest Du Dich diesen schweren Themen?

Mich interessieren die Menschen am Rand. Jene, die kämpfen müssen. Nicht die Menschen aus der Glitzerwelt, die in Superlativen leben, die im Rampenlicht stehen. Vermutlich ist das meiner Herkunft geschuldet, die auch keine Schachtel Pralinen war. Ich komme aus einer einfachen Arbeiterfamilie und habe die Grenzen, die diese Herkunft mit sich bringt, überall gespürt. Um Zugang zu einer anderen Welt zu bekommen, zu einer, die voller Möglichkeiten ist, muss man kämpfen und hart arbeiten. Und dann braucht man noch diesen Funken Glück, den Zünder, der es einem letztendlich ermöglicht, aus einer Welt hinauszutreten und eine andere zu betreten. Tatsächlich ist es ja so, dass randständige Menschen Grenzgänger sind. Menschen, die am Rand stehen, müssen kämpfen. Nicht selten werden sie dann auch fähig, Grenzen zu erweitern und zu überschreiten. Ich bin davon überzeugt, dass die wahren Helden und die grossen Leistungen auf der Schattenseite des Lebens zu finden sind. Dort, wo man die Grenzen spürt. Solche Lebensgeschichten finde ich spannend. Ich möchte in die Tiefe schauen und in die Weite: in die Tiefe und Weite meiner selbst und meiner Figuren.

Was sind für Dich schicksalsschwere Momente im Leben, die alles verändern können?

Es sind die Momente, die unsere Welt in Stücke brechen. Die uns von allem Vergangenen lösen und in



MIT DER GEBURT UNSERER SÖHNE BIN ICH IM WAHRSTEN SINN DES WORTES NOCHMALS AUF DIE WELT GEKOMMEN.

eine tiefschwarze Leere schleudern. Die uns die Zukunft rauben, die wir einst erwartet oder verdient hätten. Es sind jene Momente, die das Gestern vom Heute trennen. So einschneidend, dass es das eigene Leben spaltet und zwei daraus macht.

Du hast einige davon erlebt. Was hat das mit Dir gemacht?

Es hat die Dinge wieder ins rechte Verhältnis zueinander gerückt. Hat mir jedes Mal wieder bewusst gemacht, wie gut es uns eigentlich geht, solange wir von Krankheiten und Krieg verschont bleiben.

Du bist Mutter von Zwillingssöhnen. Wie verändern Kinder den Blick auf die Welt. Und wie haben sie Dein Schreiben verändert?

Mit der Geburt unserer Söhne bin ich im wahrsten Sinn des Wortes nochmals auf die Welt gekommen. Dieser Raum, der sich plötzlich in einem öffnet mit einer Liebe für zwei winzige Menschen, die ich zuvor nicht kannte. Bedingungslos. Gleichsam auch die Konfrontation und Überforderung mit dieser ungeahnt anstrengenden Elternrolle, die man überhaupt nicht begreift, bevor man sie erlebt hat und nie so erwartet hätte: in ihrer Härte und Zeitlosigkeit. Aber zum Glück auch in ihrer Schönheit.

Was bedeuten Bücher für Dich?

In einem guten Buch kann mehr stecken als in einem schlechten Leben. Und ich würde sogar wagen zu sagen: Ein gutes Buch, das das Leben der Figuren tief und weit ausleuchtet, simuliert Schicksale, aus denen Leser:innen Lösungen für sich und ihr Leben mitnehmen können.

Bücher schenken uns eine Sprache, mit der wir uns selbst begreifen können. Gute Literatur ist wie ein Therapeut: Sie gibt uns zwar nicht unser altes Leben zurück, hilft uns aber, ein neues zu schaffen.

Was ist das Besondere an Deinen Büchern? Was möchtest Du mit ihnen erreichen?

Meine Bücher sind keine bloßen Unterhaltungsromane, die man mal soeben am Strand wegliegt. Sie wollen etwas mit den Leser:innen machen, sie verändern. Die Leser:innen sollen anders aus der Lektüre kommen, als sie hineingegangen sind: glücklicher und erfüllter. Meine Figuren scheitern, werden verlassen, vom Schicksal überwältigt, wissen oft nicht, wie weiter. Ihr Leben ist grau, beengt, sinnlos. Ich schicke meine Romanfiguren mit Gefühlen in die Geschichte hinein, wie es auch der oder die ein oder andere Leser:in kennt und empfindet. Dann taste ich mich an sie heran, an diese Menschen, an ihre Schicksale, nehme sie an der Hand, begleite sie ein Stück ihres Weges und versuche, ihnen mit Lösungen eine neue Wirklichkeit zu erschaffen. Im besten Fall sind diese Wege dann auf die Leser:innen übertragbar. Und das Leben ist am Ende des Buches heller, weiter und sinnhafter.

LESEPROBE

*Du bist nur ein einziges, unwiederholbares Mal
auf dieser Welt.*

*Worauf wartest du? Fang an zu leben.
Es ist viel später, als du denkst.*

Lew, fünfundvierzig, ist ein gutaussehender Mann auf die ungeschliffene Weise. Er ist groß, schlank, hat dunkles, leicht gewelltes Haar, markante Züge und einen gepflegten Sechstagebart. Ein leicht vorspringendes Kinn betont das scharf geschnittene Gesicht. Ein dichter schwarzer Wimpernkranz umgibt seine grauen Augen. Sein sehniger Körper bewegt sich mit einer natürlichen Zwanglosigkeit.

Lews ganzes bisheriges Leben ist windstill verlaufen. Ohne größere Aufstiege oder Abstürze, ohne nennenswerte Erschütterungen oder Gefahren. Nie hat ein Sturm, selten ein scharfer Luftzug hineingeweht in seine behagliche Existenz. Und wenn das Schiff, auf dem er gerade durchs Leben segelte, doch einmal leckte und voller Wasser lief, schnappte er sich ein Rettungsboot und ging von Bord.

Lews Leben ist eines mit wenigen Spannungen und nur unmerklichen Veränderungen. Aufgrund unzähliger Abschirmungen geschieht in seiner Welt nie etwas Plötzliches. Die Katastrophen, die sich auf der Erde ereignen, finden in seiner Wahrnehmung in der Peripherie statt, durchdringen jedoch nie sein gut gepolstertes, abgesichertes Dasein. Er ist viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass er fremdes Leid in den mannigfaltigen Erscheinungsformen an sich herankommen lässt. Was draußen in der Welt geschieht, ereignet sich praktisch nur in der Zeitung, klopft nie an seine Wohnungstür. Stets im gleichen Rhythmus lässt er sich von der Welle der Zeit weitertragen.

Er ist ein Mann, der jedem Gedanken an Familie ausweicht. Sein Leben lang schon ist er ein unabhängiger,

freiheitsliebender Mensch, der sich jeglicher Art von Vertrautheit und Verpflichtung entzieht. Er liebt das unbeschwertere Kosten und Genießen.

Obwohl seine Freunde längst verheiratet sind und teils schon beinahe erwachsene Kinder haben, betrachtet Lew sich noch immer als jemand, der unermesslich viel Zeit vor sich hat.

Er fühlt sich wohl in der Rolle des Liebhabers. Gekonnt versteht er es, den emotionalen Schlaglöchern des Lebens auszuweichen. Wenn es ihm zu eng wird, stiehlt er sich einfach davon und hinterlässt nichts als Chaos – ganz so wie ein Dieb ein geplündertes Haus. Für ihn lässt sich Partnerschaft am besten als Destillat leben, in kurzen, konzentrierten Dosen. Alles, was danach kommt, geht ihn nichts an. Er besitzt das Talent, Erwartungen zu enttäuschen.

Tief berührt ihn keine. Außer diese eine Frau – in einer Begegnung vor zehn Jahren –, die ihn verzaubert hat wie keine davor und keine danach. In einer einzigen Nacht. Es war nicht einmal Sex gewesen. Ein bloßer Kuss. Die Magie eines Augenblicks. Der Funke, den man nie vergisst. Sie war ihm »zugestoßen«, diese Frau.

Jedes Mal, wenn er daran denkt, wie seine Fingerspitzen über ihre Arme, ihren Hals, ihr Gesicht geglitten waren und sie ertastet hatten, spürt er mit Erstaunen, aus welcher Ferne diese Frau in sein Leben getreten war, es umgeworfen, mit einem Sturm von Glück erfüllt und es wieder verlassen hatte.

In den Beziehungen, die er seitdem mit Frauen führt, vermisst er stets etwas, das ihn zum Bleiben bekehrt.



SIE IST EINE FRAU, DIE AUF SCHLICHTE WEISE HÜBSCH IST.

Der Atmosphäre fehlt entweder die letzte Beschwingtheit, oder aber sie enthält nicht genug Spannendes, Prickelndes, Elektrisierendes. Das besonders Glückhafte, das fast jeder Mensch zu Beginn einer neuen Beziehung empfindet, das Verliebtsein, jenes knisternde Verhältnis eben, das sich unaufhaltsam bei der ersten Nähe ergibt, hat er nach der einen mit keiner mehr erlebt. Ohne dieses Beflügelnde versickert der anfänglich flirrende Reiz rasch, und was er an Zuneigung zu empfinden imstande ist, reicht nicht aus, um ihn länger als einige Wochen bei einer Frau zu halten. Die Unzufriedenheit der Frauen bleibt ihm ein Rätsel, allerdings eins, dessen Auflösung ihn nicht sonderlich interessiert. Als seine Mutter ihm rät, er solle bei den Frauen weniger auf das Äußere achten, gibt er salopp zurück, bei den meisten gäbe das Innere auch nicht viel her. Überzuckert von zu vielen Komplimenten und Privilegien genießt er das leichte, verantwortungslose, klingende Leben und bleibt sich selbst genug. Ein Schlendrian, der dahinlebt wie in einer behaglichen Dämmerung. Achtlos zieht er an Dingen vorüber, die einen Mann in seinem Alter eigentlich beschäftigen sollten. Nur ab und an schleicht sich ein Hinterfragen in sein Bewusstsein, und es scheint ihm mit seinem Leben etwas nicht ganz richtig zu sein, etwas darin zu fehlen. Aber er findet nicht heraus, was es ist.

Etwa eintausendsechshundert Kilometer weiter südwestlich lebt Ana, zweiundvierzig. Eine Frau mit blasser, fast papierweißer Haut, auf deren Wangen sich ein Hauch von leichter Röte abzeichnet, sobald es draußen etwas kühler ist. Ihr langes, immer leicht zerzaustes Haar schimmert in der Farbe von Hagebutten und fällt in weichen Wellen über ihre Schultern. Ihre Augen sind von einem blassen, zerfließenden Blau. Ana hat ein Gesicht ohne besondere Kennzeichen. Ein Gesicht, das in der Menge unsichtbar bleibt. Eigentlich. Denn in gewisser Hinsicht wirkt sie doch anziehend. Keine Schönheit, aber eine Ahnung von Schönheit. Eine stille Schönheit. Eine geräuschlose. Sie ist eine Frau, die auf schlichte Weise hübsch ist. Ganz so, als verkörperten ihre zarten Züge, ihre hohen Wangenknochen, ihre schmalen Lippen und die ganze Unauffälligkeit ihrer Erscheinung das weibliche

Vorbild einer neuen Epoche. Einer Epoche, die es noch zu entdecken gilt. Einer leisen Epoche.

Ana weiß, sie macht sich zu viele Sorgen und lebt zu sehr in ihrem Kopf. Doch wie auch nicht? Ihr Wesen saugt Stimmungen geradezu auf. Nicht nur die eigenen, auch die der anderen. Kaum betritt sie einen Raum, erfasst sie dessen emotionalen Tenor. Sie absorbiert die Emotionen der Menschen, die sie umgeben, buchstäblich. Dafür muss sie die Leute gar nicht lange in Augenschein nehmen. Hinzu kommen ihre eigenen Gefühle, die viel zu rasch und intensiv auf die Umgebung reagieren. Folglich muss Ana nicht nur die kompliziert gewordene äußere Welt stets neu für sich ordnen, sondern zusätzlich ihre eigenen Emotionen und jene, die von anderen auf sie einströmen. Vermutlich liegt es an diesem ausgeprägten Innenleben, dass sie immer recht müde wirkt.

Der Tag, an dem Anas Welt aus den Fugen geriet, begann unter einem wolkenlosen Himmel. Ein Himmel in einem Blau, nach dem man greifen und das man herauszupfen konnte. Ein Himmel in einem Kornblumenblau.

Zwei Jahre sind inzwischen vergangen, doch die Erinnerung an jenen Tag prangt noch immer vor ihren inneren Lidern in einer Deutlichkeit, die wehtut. Noch immer fragt sie sich, ob sie es hätte kommen sehen müssen. Ganz bestimmt hatte es erste Zeichen gegeben. Es gibt sie immer. Aber die meisten von uns sind so in ihrem Alltag gefangen, dass wir den Blick für sie verloren haben.

Mika hatte sie verlassen. Seine Worte zum Abschied waren knapp, schneidend, endgültig und zogen einen langen markanten Schlussstrich unter ihre gemeinsamen Jahre.



**WER BIST DU?
WAS MACHST
DU? WARUM
MACHST DU
DAS? WARUM
HÄLTST DU SO
WENIG VON
DIR? WARUM
HAST DU
VERGESSEN,
WOHIN DU
WILLST?**

Selbst jetzt noch steigen Ana Tränen in die Augen, wenn sie daran denkt. Aber sie blinzelt sie weg.

»Wir müssen reden«, sagte der Mann zu ihr, mit dem sie acht Jahre zusammen gewesen war. Für den sie so vieles aufgegeben hatte. »Das geht so nicht weiter. Wir beide. Das funktioniert nicht.«

Es dauerte eine Weile, bis die Worte bei ihr ankamen. Sie verstand nicht. Versuchte, in seinem Gesicht zu lesen. Doch seine Miene war starr, verschlossen. Mit einem Mal war er ihr völlig fremd.

»Was meinst du?«, fragte sie stockend.

»Es hat keinen Sinn. Das mit uns.«

Seine Sätze schienen meilenweit entfernt. Sie fing nur einzelne Worte auf, Fragmente. Bis sie deren Bedeutung begriff und ihre Stimme wiederfand, dehnte sich die Zeit.

»Hast du eine andere?«, fragte sie leise. Und er nickte nur unmerklich.

Ein Gefühl der Unwirklichkeit überkam sie. Sie tastete nach der Stuhllehne und klammerte sich daran fest.

Und während sie zitternd so dastand, gestand er ihr noch, dass seine neue Freundin schwanger von ihm war. Als er das sagte, huschte eine mikroskopische Regung über sein Gesicht. Er freute sich auf das Kind.

»Aber du wolltest doch nie ein Kind!«

»Vielleicht. Aber jetzt weiß ich, dass ich eins will.«

Wie gern hätte Ana Kinder gehabt. Jedes Mal, wenn sie davon angefangen hatte, hatte Mika ihr das Wort abgeschnitten. Sie hatte geschwiegen. Aber das Thema war geblieben. Es hatte mit ihnen am Tisch gegessen. Acht ganze Jahre lang. Bis Mika ihren Traum mit einer anderen verwirklichte.

»Warum?«, fragte sie.

»Du warst ein Fehler. Und er endet heute.«

»Das weißt du jetzt? Nach acht Jahren?«, stotterte sie nach einem Moment des schockierten Schweigens. Und flüsterte dann in die schreiende Stille hinein: »Hast du mich je geliebt?«

Die Antwort blieb unausgesprochen im Raum hängen, doch beide kannten sie. Ein Klirren in Anas Herzen war zu hören, als bräche ein Traum aus Glas. Diese berstende Verzweiflung in ihr. Die Ohnmacht. Sie kämpfte mit den Tränen. »Bitte nicht«, sagte sie zu ihm und vernahm dabei den bettelnden Ton ihrer Stimme.

Seine Worte darauf wie ein Schlag: »Das mit uns, das ist vorbei. Komm drüber hinweg!«

Heute ist Ana klar, dass sie sich lange etwas vorge-macht hatte. Dass sie damals blind sein wollte für das Scheitern der Beziehung. Dass ihr eigenes Erleben eine Täuschung gewesen war. Mikas Blick hatte sich schon lange von einer gemeinsamen Zukunft abgewandt. Hätte sie ihr Gespür nicht geleugnet, hätte sie die Distanz fühlen können, die mit jedem gemeinsamen Monat zwischen ihnen gewachsen war.

Obwohl ihre Körper einander vertraut gewesen waren, so waren ihre Gedanken in den Nächten fremdgegangen, aneinander vorbei. Hatten nach anderen Seelen getastet.

Wie oft hatte sich Ana dabei ertappt, sich eigentlich nach einem ganz anderen Mann zu sehnen. Nach dem Mann nämlich, der ihr vor langer Zeit begegnet war. Damals, als sie ihn das erste und einzige Mal gesehen hatte und sofort wusste, dass dies einer jener Momente war, die bis ganz zum Ende blieben.

Sie war mit Mika erst kurz zusammen gewesen, als sie in ihrem ersten gemeinsamen Urlaub diesen Unbekannten traf. Sie hatten einander angelächelt, und Ana hatte sein Gesicht in sich eingesogen. Der Fremde hatte sich ihr zugewandt und ihr direkt in die Augen geschaut. Es hatte sich unwirklich angefühlt, ganz so, als ob er in ihr Innerstes blickte, auf die Wahrheit in ihr. Als ob er sie in ihrer Ganzheit sah – und erkannte. Bis zu jenem Geschehnis hatte Ana nicht gewusst, dass das möglich war. Wann auch immer Mika sie ansah, versuchte er, die Frau zu sehen, die er in ihr sehen wollte. Er konnte oder wollte nicht sehen, wer sie tatsächlich war.

Der Fremde hatte Fragen in ihr geweckt, die sich nun in aller Deutlichkeit in ihr Bewusstsein schieben, in es einsickern und Antworten verlangen: Wer bist du? Was machst du? Warum machst du das? Warum hältst du so wenig von dir? Warum hast du vergessen, wohin du willst?

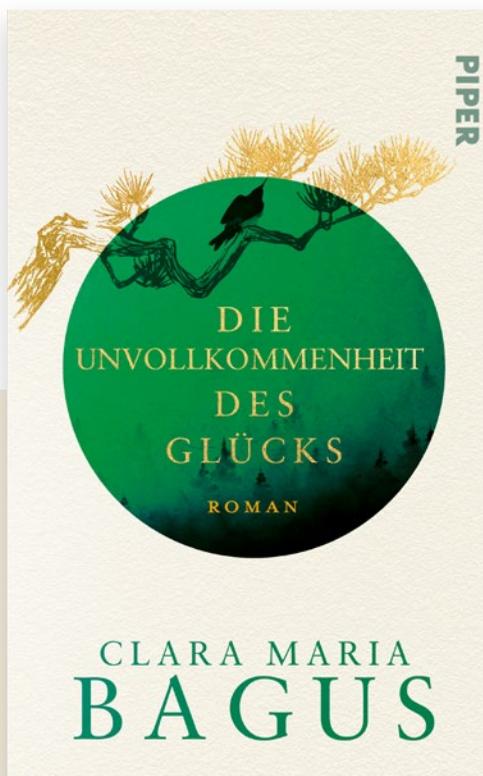
Als sie mit jenem Mann einen viel zu kurzen Moment allein auf der Veranda des Hotels gestanden war, hatten seine Hände in der Dunkelheit nach ihren getastet. Seine Fingerkuppen hatten ihr Handgelenk berührt, waren über ihre Arme gestrichen, über ihren Nacken, über ihr Gesicht. Anas Herz hatte gepocht. Ihre Lippen gezittert, als er sie küsste. Plötzlich war Mika aufgetaucht, und sie hatten sich schockiert voneinander gelöst.

Am nächsten Morgen war Mika mit Ana in aller Frühe abgereist, und sie sah den Unbekannten nie wieder. Kannte nicht mehr von ihm als seinen Vornamen.

Wochenlang noch spürte Ana die Hand dieses Fremden auf jedem Zentimeter ihrer Haut, obwohl er sie nur im Gesicht, am Nacken, an den Schultern und den Armen berührt hatte. Wie oft schloss sie die Augen und belebte die Erinnerung an ihn wieder. Stellte sich die Fragen, die mit den Erinnerungen kamen: Willst du wirklich dieses Leben mit Mika? Willst du wirklich hier sein?

Heute fragt sich Ana, in wie vielen Betten der Welt Paare so eng beieinander liegen und doch so weit voneinander entfernt. Heimlich und still nach etwas anderem suchend.

Heute weiß sie: Man kann sich nicht aussuchen, wen man liebt. Und wen man liebt, verändert alles.



01.
AUG
2024

CLARA MARIA BAGUS
DIE UNVOLLKOMMENHEIT DES GLÜCKS

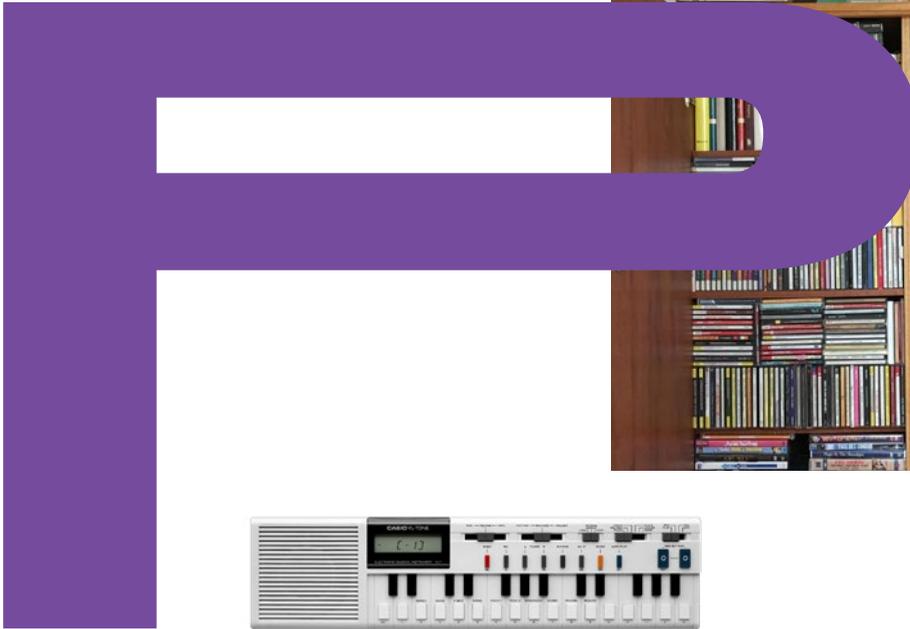
Hardcover mit Schutzumschlag

400 Seiten

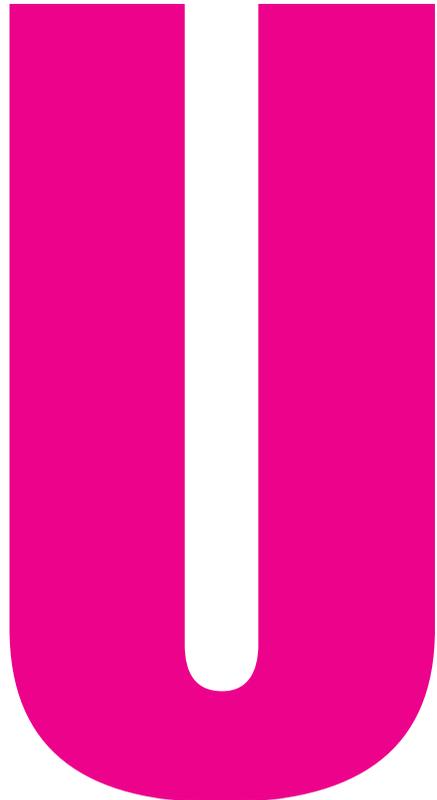
22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07297-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



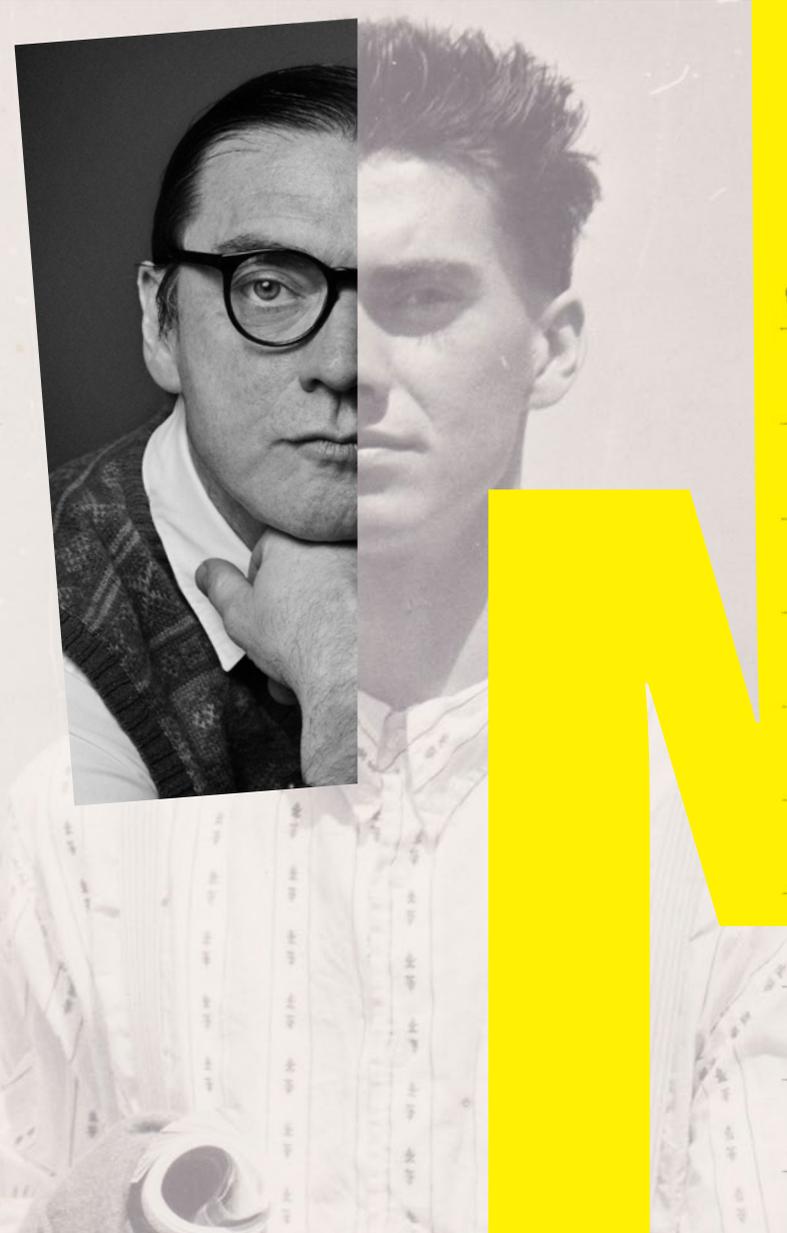
ECKHART NICKEL



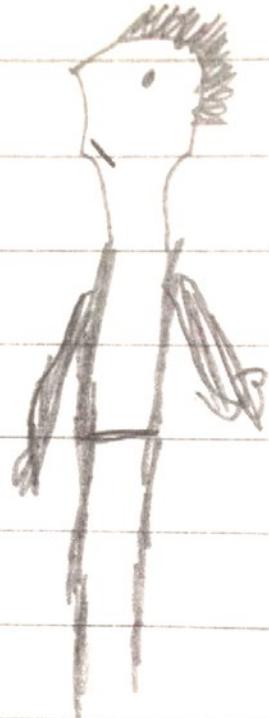
S.1 DAF - Verschwende deine Jugend S.2 The Goats - White Christmas
 DAF - Kebabträume
 DAF - Ich + die Wirtin
 Middle Class - out of Vogue
 Middle Class - Stations
 Shrimp Babies - Baby Blues
 Shrimp Babies - Baby Sittas
 From Chokey - Tablecloth
 Flippe - Haha HA
 D.O.A. - The Prisoner
 Blood Hog - Police Story
 Bad Brains - Pay to Cum
 Dead Kennedy's - Nazi Punks Take 2
 Circle Jerks - Paid Vacation
 Ready Red - Trosshönchen
 Subliminal - slave to my Die
 4 Shins - Merry Christmas
 Max Splodge - 12 days of Christmas
 The Business - 12 days of Christmas
 BOLLOX TO X-MAS EP

Disorder - EP
 More than fights
 Daily Life
 you gotta be some one
 Today's world
 Violent Crime
 Complete Disorder
 in same youth

MAIMAN'S SOCIETY'S REJECTS
 1 SOCIETY'S REJECTS (EP)
 2 SECRET SOCIETY'S THEK
 IMAGES
 3 SOCIAL SYSTEM
 4 THE DATE
 BEAST: BOYS POLY WOG STEW (EP)
 BEASTIE BOYS
 HOLY SNAPPERS
 RIOT FIGHT
 ODE TO
 NICHELLE'S FARM



www.wwww.vvvv



ie ' lung":S.12-13
ger



von <freudig bereit
cht= sein Leben für
ag Vaterland zu
opfern
-Starbeszene:e

INTERVIEW

Nach der Dystopie über Künstlichkeit und Natur und dem Künstlerroman über Täuschung und Wirklichkeit nun der Musikroman über eine Band und drei Individuen. Gibt es da einen Zusammenhang?

Unbedingt. Nicht nur an dem erneuten Dreiergespann lässt sich ein federleichter Bezug auf die beiden anderen Romane herstellen. In der Tat sind die Bücher zusammen genommen als offenes Triptychon gedacht, das sich dem ganz besonderen Moment der philosophischen und ästhetischen Welterschließung im Leben junger Menschen widmet. Ob die Kulinarik in *Hysteria*, Kunst in *Spitzweg* oder jetzt Musik in *Punk*; stets geht es um die Entdeckung des Reichtums künstlerischer Erfahrungen und, was diese aufregenden Expeditionen an sinnlichen und geistigen Erkenntnissen für Menschen, die noch sensibel genug sind, sich von alldem nachhaltig beeindruckt zu lassen, bereitstellen können. Und immer ist es eine Art Geheimnis wie bei den künstlichen Lebewesen und Nahrungsmitteln in »Hysteria«, eine nahezu kriminalistische Aufgabe wie die Suche nach verschwundenen Kunstwerken und deren Schöpferin Kirsten in »Spitzweg«, oder jetzt in »Punk« die nahezu heroische Aufgabe, in kürzester Zeit für einen Musik-Wettbewerb eine Band gleichsam aus dem Nichts auf die Beine zu stellen. Aber die

Querverweise zwischen den Romanen sind noch zahlreicher gesät: so ist die Musik schon in *Hysteria* absolut wesentlicher Bestandteil, da ein zentrales Kapitel in der *Aromabar* spielt, wo es ja nicht nur die beste elektronische Musik aller Zeiten gibt, die auch Teil der dort angebotenen semi-legalen Duftreisen ist, sondern auch die quadratische Tanzfläche des Discoteils der Bar mit dem irren LED-Transparent »Die reine Wahrheit«. Und in *Spitzweg* werden im Kunstversteck von Carl die Pfefferminzplätzchen namens After Eight wie eine Geistesoblate zu Künstlertee und Madeira-Wein gereicht. Kulinarisches Institut pur sozusagen. Zudem ist der Diskuswurf des Erzählers mit der Chopin-LP, um Kirsten zu retten, meines Erachtens absoluter Punk. So könnte man fröhlich weiter analysieren und interpretieren im Ping Pong zwischen den Büchern.

Punk ist ein knapper Name für ein schillerndes Phänomen. Wie ist dein Zugriff darauf?

Ich habe die späten Ausläufer des Punk als Adolescent, natürlich begeistert von der elementaren Wucht des Stils und der Musik, auch für kurze Zeit selbst zu leben versucht. Mit allem, was dazugehört: Springerstiefel, total kaputte Jeansjacke übersät mit Badges, akute Frisur und brutal laute Musik von Black Flag und Discharge im Kinderzimmer. Als aber meine reformpädagogisch geprägten Eltern tatsächlich neugierig nach einzelnen Songtiteln und Texten fragten wie *Can you hear the sound of an enormous door slamming in the depth of hell*, statt sich über den unerträglichen Lärm zu beschweren, was ich natürlich insgeheim im Sinn hatte, war mein Rebellionsfeldzug mitsamt Aufkündigung des Generationenvertrages schon fast zwangsläufig gescheitert. Aber der Reiz des anarchischen Lachens von Johnny Rotten auf dem Sex Pistols Album »Never Mind the Bollocks« hatte sich tief in meine Seele gesenkt. Daher erlebte Punk als nahezu transzendentes Konzept und stilistische Leitschnur eine Wiedergeburt in meinem Denken und wurde gar zum Fundament einer ganzen Lebensphilosophie. Aber nicht im Sinn von »No Future forever«, sondern vielmehr



als Ausdruck der Weigerung, sich auf gesellschaftlich eingefahrene oder vorgezeichnete Lebenswege einzulassen. Aber es war immer auch ein Element des wilden Denkens darin, sich nicht beirren zu lassen, seine jugendlichen Ideale nie zu verraten, ein Leben lang der Prämisse von »Abenteuer und Freiheit«, so der Titel einer tollen Single von Fehlfarben, zu huldigen. So, wie es Tears for Fears in »Shout« singen: *I hope we live to tell the tale*. Jederzeit Spontanität und Alltags-Dada zulassen. Unbedingt rauchen! peinlichkeitsfreie Zonen schaffen! In mein handliches Detektiv-Diktiergerät, das ich lange Zeit immer bei mir trug, habe ich einmal, ich glaube, es war in der Heidelberger *Max Bar* über einem kleinen Heineken, den entscheidenden Satz artikuliert: »Schlimmste Spezies: Langweiler, die sich auch noch wohl fühlen.« Deswegen habe ich auch 2004, bevor ich meinen gut bezahlten Job bei Condé Nast in München geschmissen habe, um die Literatur-Zeitschrift DER FREUND in Kathmandu mit aufzubauen, auf den für Nepal eigens erworbenen iPod der zweiten Generation mit damals sensationellen 40 GB die Gravur »Eckhart Nickel Punk« einritzen lassen. Als Leitmotiv für alles.

Die Band, die sich in dem Roman auf eine vollkommen ungewöhnliche, aber folgerichtige Weise gründet, besteht aus drei Mitgliedern. Wie lassen sich die drei beschreiben?

Es gab in der Neuen Deutschen Welle mal ein Festival mit einem sehr sprechenden Namen: *Geniale Dilettanten*. Das sind sie alle drei, jeder auf seine Art. Was sie auch noch eint, ist ihre Musik-Begeisterung. Aber dann fangen schon die feinen Unterschiede an: Da ist natürlich vor allen Dingen Karen, die Erzählerin. Sie ist die Einzige, die tatsächlich ein Musikinstrument spielen kann, weil sie ganz klassisch Klavierunterricht gehabt hat. Aber sie rebelliert auch gegen das Bürgerliche, indem sie sich als eine Art Tomboy 2.0. inszeniert. Rein äußerlich, indem sie beispielsweise Herrenhemden zu englischen Tweed-Röcken und Docs kombiniert. Aber auch durch ihre Jungsinteressen: Sie besitzt als passionierte Sternguckerin ein teures Teleskop und fängt im Roman gerade ein Mathematikstudium an, weil sie Primzahlen liebt, die muss man wenigstens mit nichts (und niemandem) teilen.

SCHLIMMSTE SPEZIES: LANGWEILER, DIE SICH AUCH NOCH WOHL FÜHLEN.

Sie träumt von einer Karriere als Wissenschaftlerin im weißen Forscherkittel und einer Entdeckung im Kosmos der imaginären Zahlen, die sie mit menschlichen Gefühlen vergleicht, woraus ein ziemlich verklärtes Weltbild entsteht. Lambert ist der ältere der beiden Brüder, eigentlich ein klassischer Tech-Nerd, der aber durch seinen schrägen Stil auffällt. Er ist modisch und gedanklich Exzentriker, weil er bevorzugt von ihm selbst (kann nähen!) modifizierte Dreiteiler seines Großvaters zu Chucks trägt. Sein wilder Haarschopf erinnert Karen bei ihrer ersten Begegnung an Albert Einstein und *Eraserhead* von David Lynch zugleich.



Lamberts jüngerer Bruder Ezra hingegen rebelliert gegen dessen Digitalwahn als selbsternannter »Analogistiker« und liebt die Aura der Originale. Er hat im Internet Instrumente aus der Punk-Zeit aufgetrieben z.B. den Casio VL1 von The Fall, die Hohner Alto Harmonica der Gang of Four und sogar angeblich einen Bass von Captain Sensible, als er noch bei The Damned spielte. Ezra trägt einen Kurzhaarschnitt und ist auch in seinem Kleidungsstil circa 1978 hängen geblieben. Sein Erkennungszeichen ist die Harrington-Jacke mit kariertem Innenfutter, die er in allen möglichen Farben besitzt und je nach Gemütslage wählt. Er hat den Song von TocoTronic *Ich möchte Teil einer Jugendbewegung sein* verinnerlicht und sie alle von Mod und Punk bis New Wave im Schnelldurchlauf absolviert. Er sieht sich zudem als sogenannter »Ultraromantiker« und liest nur Philosophie, während er nebenher ohne wirkliche Hingabe Grafikdesign studiert. So schwer, wie die drei stilistisch auf einen Nenner zu bringen sind, gestaltet sich auch der Versuch, eine gemeinsame Band daraus zu machen. Aber sie haben ja nicht viel Zeit und alle geben ihr Bestes, damit es am Ende doch noch klappen kann.

Eine von ihnen, die von den Brüdern erkorene Karen, ist die Erzählerin des Romans.

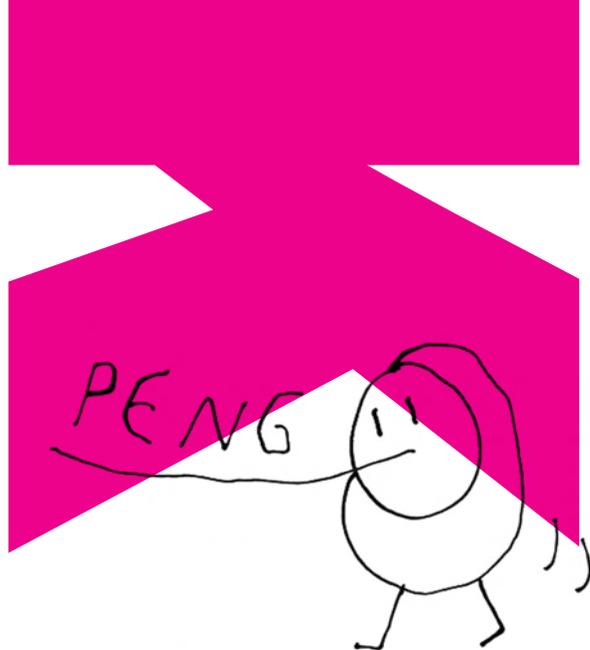
Was sagt das über die Rolle der Frau in dieser Welt, die vordergründig als eher männlich wahrgenommen wird?

Ich fand es immer schade, dass Punk meistens tatsächlich so wahrgenommen wird. Dabei war ja Vivienne Westwood eigentlich die Erfinderin und schlaue Frau hinter Malcom McLaren, aber alle haben sich immer auf diese Suchtknochen-Schmonzette von Sid und Nancy konzentriert. Und Vivienne war nicht allein, zusammen mit ihr, die ja keine Musik gemacht hat, sondern Mode, stehen die ganzen großen Heroinnen Debbie Harry, Siouxsie Sioux, Lene Lovich, Poly Styrene und so weiter, denen ist dieser Roman gewidmet, der eine Frau im Zentrum hat, die Geschichte schreibt im doppelten Sinn. Karen ist ja auch Bandbrain, Hirn und Motor zugleich. Bei vielen anderen großartigen Bands dieser Zeit stand ebenfalls eine Frau im Zentrum des musikalischen Geschehens, selbst wenn das nicht unmittelbar immer das Rampenlicht bedeutete. Was wären die Talking Heads ohne den epochalen Bass

von Tina Weymouth? Prefab Sprout ohne die Gitarre und die ätherische Dialogstimme von Wendy Smith? Und auch meine absolute Lieblingsband, die Young Marble Giants, wären ohne Alison Stattons hypnotische Stimme und Bühnenpräsenz undenkbar. Das grandiose »Final Day« lief auf meiner ersten Punk-Kassette, die ein Freund damals für mich zusammengestellt hatte. In Abwandlung eines Songs von Cindy Lauper würde ich von She-Punk sprechen. Oder, mit Nina Hagen gesprochen: Unbeschreiblich weiblich.



**WAS WÄREN
DIE TALKING
HEADS OHNE
DEN EPOCHAL-
LEN BASS
VON TINA
WEYMOUTH?**



Handlungstreibend ist ein ominöser Wettbewerb, an dem die Band teilnehmen will. Was hat es damit auf sich?

Schon der Name des Wettbewerbs ist ja eine Frechheit: DIE BAND. Das klingt gleich so nach Woodstock und Hippie-Chic, dabei geht es in der Ausschreibung des Wettbewerbs um all diese zurzeit überall gegenwärtigen Begriffe: das Narrativ der Musik, die Authentizität des Gruppencharakters, die organische Gewachsenheit der Band zusammen mit dem Originären an sich, die Abwesenheit aller kulturellen Aneignung. Auch die Tatsache, dass keiner so richtig weiß, wer hinter diesem Wettbewerb steckt, hilft kaum bei der Orientierung. Auf den Statuten steht als Verfasser und Veranstalter nur »Die Industrie«. In seiner Guerilla-Artigkeit klingt DIE BAND aber eigentlich schon selbst fast wie ein Kunstprodukt: Bis zuletzt wird der Austragungsort geheim gehalten, es gibt nur einen Treffpunkt am Tag der Veranstaltung genau eine Stunde vor Beginn, an dem auch erst das Material eingereicht werden kann, was der ebenfalls geheim gehaltenen Jury nur 60 Minuten zur Bewertung Zeit gibt, bevor das Vorführkonzert beginnt. Dass die Brüder selbst erst am Tag, als Karen sich für das Zimmer bei ihnen vorstellt, von DIE BAND erfahren haben wollen, dient ihr nicht gerade als Beleg für deren Glaubwürdigkeit und die Aufrichtigkeit ihrer hehren Pläne. Aber der annoncierte Gewinn eines direkten Plattenvertrags mit einer gigantischen Kampagne und landesweiter Tournee ist zu verlockend, um das kreative Abenteuer infrage zu stellen. Let the games begin!



29.
AUG
2024

ECKHART NICKEL

PUNK

Hardcover mit Schutzumschlag

256 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07282-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

ANNE MICHAELS

Zeit- pfade

»Wir wissen, das Leben ist endlich. Warum sollten wir glauben, der Tod währe ewig?« Dieser zutiefst poetische Roman beginnt nicht zufällig auf einem Weltkriegs-Schlachtfeld. Ein Verwundeter blickt in einer Winter-
nacht in den Sternenhimmel und denkt an seine Liebe ... Von dort aus wandern seine Gedanken, und genauso wandert nun die Geschichte durch die Zeiten, bis zu seiner Ur-Enkelin, einer *Ärztin ohne Grenzen* in unseren Tagen; Linien entstehen zwischen früher Fotografie, Marie Curie und Lagranges Theorie der Mechanik ... Weil selbst kleinste Schaltpunkte nachwirken, reiben und entzünden sich Zusammenhänge im Laufe der Jahre immer wieder aneinander – es entsteht ein dicht gewobener Roman über Beziehungen und Erinnerung.



LESEPROBE

Am Escaut, Cambrai, Frankreich, 1917

Wir wissen, das Leben ist endlich. Warum sollten wir glauben, der Tod wäre ewig?

*

Der Schatten eines Vogels streifte den Hügel; den Vogel konnte er nicht sehen.

*

Manche Gedanken waren für ihn tröstlich:

Alles ist durchdrungen von Verlangen; es ist vom Menschlichen nicht zu lösen.

Dem Unbekannten können wir uns nur im Rahmen des Bekannten nähern.

Lichtgeschwindigkeit ist kein Bezugspunkt für die Zeit.

Die Vergangenheit ist als Gegenwart erfahrbar.

Vielleicht ist das Wesentliche unseres Wissens nicht zu beweisen.

Er hielt das Geheimnis, das allem innewohnte, nicht für formlos oder vage oder für eine Unstimmigkeit, sondern für das, was in uns Raum ließ für etwas klar Umrissenes. Er war nicht der Meinung, dass man diesen Raum mit Religion oder Wissenschaft ausfüllen musste, denn er sollte ganz und gar unberührt bleiben; wie Stille oder Sprachlosigkeit oder Dauer an sich.

Vielleicht war der Tod eine Art Lagrange-Formalismus, vielleicht konnte er durch das Prinzip der stationären Wirkung definiert werden.

Asymptotisch.

Der Dunst glühte im Regen wie Einäscherungsfeuer.

*

Gut möglich, dass die Explosion ihm das Gehör geraubt hatte. Es waren keine Bäume vorhanden, um den Wind auszumachen, kein Wind, dachte er, nicht der geringste Hauch. Regnete es? John sah die Luft feucht glänzen, aber er spürte nichts auf seinem Gesicht.

*

Der Dunst löschte alles, womit er in Berührung kam.

*

Hinter dem Schleier seines Atems sah er etwas aufblitzen, einen Schrei aus Licht.

*

Es war bitterkalt.

Irgendwo da draußen waren seine kostbaren Stiefel, seine Füße. Er musste aufstehen und nach ihnen suchen.

Wann hatte er das letzte Mal gegessen?

Er war nicht hungrig.

*

Durchsickernde Erinnerung.

*

Schnee fiel, bei Nacht und bei Tag, und wieder in die Nacht hinein. Stille Straßen, unmöglich zu befahren. Also würden sie die Stadt zu Fuß durchqueren und einander in der Mitte treffen.

Der Himmel war, selbst nachts um zehn, wie aus Porzellan, eine blasse, feste Masse, von der sich Schnee löste und herabfiel. Die Kälte war reinigend, ein Segen. Sie würden beide gleichzeitig aufbrechen und ihrer jeweiligen Route folgen, sie würden immer weitergehen, bis sie einander fanden.

*

In der Ferne, durch den heftig fallenden Schnee, erblickte John Teile von ihr – elliptisch, stroboskopisch –, Helenas dunkle Mütze, ihre Handschuhe. Schwer zu sagen, wie weit sie noch entfernt war. Er schüttelte den Schnee von seiner Mütze, damit sie ihn vielleicht

auch sah. Tatsächlich, sie hob beide Arme hoch und winkte. Einzig ihre Mütze, ihre Handschuhe und der pudrig-gelbe, verschwommene Lichtschein der Straßenlaternen hoben sich vom Weiß ab, das Himmel und Erde umschloss. Seine Füße oder Finger spürte er kaum, ansonsten war ihm warm, fast heiß vom Gehen. Er pulsierte bei ihrem Anblick, bei ihrer kleinsten Spur. Sie war sein Ein und Alles. Nichts konnte seine Zuversicht erschüttern. Jetzt trennten sie nur noch wenige Schritte, aber sie konnten kein bisschen schneller gehen. Irgendwo zwischen Bank und Bibliothek klammerten sie sich aneinander, als wären sie die letzten zwei Menschen auf Erden.

*

Nur er wusste um ihre kleinen Eigenheiten. Dass Helena ihre Strümpfe passend zum Schal aussuchte, obwohl niemand sie in ihren Stiefeln sehen konnte. Dass der Roman, den sie damals im Park gelesen hatte, als ihnen klarwurde, sie würden für immer zusammenbleiben, stets auf ihrem Nachttisch lag, aus Aberglaube unausgelesen. Um diese papierdünnen Lederhandschuhe, die sie in der Tasche eines auf dem Flohmarkt erstandenen Herrentweedmantels gefunden hatte. Um den Ring ihrer Mutter, den sie ausschließlich zu einer bestimmten Bluse trug. Dass sie die Handtasche zu Hause ließ und einen Fünf-Shilling-Schein in ihr Buch steckte, wenn sie zum Lesen in den Park ging. Um die Bonbondose, in der sie ihr ausländisches Kleingeld verwahrte.

*

Helena trug die Handtasche, die er ihr in der Hill Road gekauft hatte, weiches braunes Leder mit einem Verschluss in Blumenform. Außerdem den Seidenschal, den sie auf dem Markt gefunden hatte und der nun mit ihrem Duft versehen war, herbstfarben mit dunkelgrünem Rand, und ihren Tweedmantel mit einem Innenkragen aus Samt. Wie viele Male er diesen Samt gefühlt hatte, wenn er ihr aus dem Mantel half. Eine begrenzte Anzahl. Sämtliche Freuden eines Tages, eines Lebens waren gezählt. Freude war zugleich unermesslich, sie reichte über sich hinaus – weil sie einem blieb, und sei es nur in der Erinnerung; und

»Anne Michaels' berückender Roman *Zeitpfade* hätte zu keinem besseren Zeitpunkt kommen können ... Mittels leuchtender Augenblicke von Glück, Veränderung und sogar Gnade führt uns Michaels unsere Menschlichkeit vor Augen - ihre Licht- und ihre Schattenseiten.«

MARGARET ATWOOD

»Michaels-Fans werden die Atmosphäre der Sehnsucht wiedererkennen, die auch ihren großartigen neuen Roman durchdringt... Vielleicht ist das Wort ›romantisch‹ zu abgenutzt, um es noch als Lob zu verwenden, aber *Zeitpfade* ist wohl eines der romantischsten Bücher, die ich je gelesen habe.«

RON CHARLES, ›THE WASHINGTON POST‹

»Diese raffiniert fragmentierte Erzählung zu Liebe, Erinnerung und Zeit der Autorin von *Fluchstücke* vermischt die Hoffnungen und Träume von vier Generationen. Ein Roman wie ein Kaleidoskop.«

›THE GUARDIAN‹

»Jedes Schlachtfeld ist unverwechselbar, aber auch repräsentativ, ein einzigartiges Ereignis, das sich in der menschlichen Erfahrung wiederholt. Anne Michaels und ihr strahlender Roman machen sich diese Doppeldeutigkeit zunutze und finden Berührungspunkte zwischen der physischen Welt der Sterblichkeit und dem abstrakten Reich der Erinnerung... Ihre Bilder schimmern nur so vor metaphorischer Bedeutung.«

SAM SACKS, ›WALL STREET JOURNAL‹

»Dieser Roman ist von profundem Reichtum ... seine erzählerische Dynamik gerät nie ins Stocken ... So wie seine Figuren von ihrer Liebe zu anderen aufrechtgehalten werden, so hält dieser unglaubliche Roman seine Leser in einer absolut fühlbaren und emotionalen Umarmung. Die Wärme des menschlichen Herzens wird gegen Bilder von kaltem Schnee und Nebel ausgespielt, auch dort, wo die Welt nichts als Doppelzüngigkeit und Zerstörung bietet. So gehalten zu werden, ob buchstäblich oder in der Erinnerung, bedeutet, lebendig zu sein.«

CANDACE FERTILE, ›QUILL AND QUIRE‹

»Michaels' Schreiben ragt nach wie vor um Haupteslänge und mehr aus den meisten anderen Romanen heraus.«

ALICE JOLLY, ›THE OBSERVER‹

»Bei Anne Michaels weiß man, dass man in Händen einer echten und reichen Sensibilität ist.«

›THE INDEPENDENT‹, UK

selbst im Körper, wenn sie vergessen wurde. Sogar ihre dunkle Seite, ihr spöttisches Spiel: riss eine Lücke. Das Endliche so wenig überschaubar wie das Unendliche.

*

Sie gingen zu seiner Wohnung und ließen die nassen Kleider an der Tür zurück. Sie brauchten das Licht nicht anzumachen. Die Jalousien waren hochgezogen, Schnee beleuchtete das Zimmer. Weiße Dämmerung, eine unwirkliche Helligkeit. John staunte, wie immer, über das Bisschen, aus dem sie bestand, sie war winzig, schien ihm, und so sanft und so wild, dass es ihm den Atem verschlug. Er hatte das parfümierte Badesalz gekauft, das sie mochte, und ließ Wasser in die Wanne. Er nahm zu viel von dem Salz, Schaum quoll über den dampfenden Rand. »Eine Schneewehe«, sagte sie.

*

Der junge Soldat lag nur ein paar Meter entfernt. Wie lange hatte der Junge herübergestarrt? John wollte ihm etwas zurufen, es ins Scherzhafte wenden, fand aber seine Stimme nicht.

*

An den Boden gedrückt, ohne dass irgendetwas auf ihn lastete.

Wer hätte gedacht, dass Licht einen Menschen niederstrecken kann?

*

Johns Kinderhand in der Hand seiner Mutter. Die Tüte Maroni vom Straßenhändler mit seinem Grill vor der Ladenfront, so heiß, dass man sie ohne Fäustlinge nicht halten kann. Er lehnt sich an den schweren Wollmantel seiner Mutter. Spürt ihre glatte Handtasche an seiner Wange. Schält die braune Papierhaut der Maroni, bis das dampfende Fruchtfleisch zum Vorschein kommt. Hört die Tram auf den Gleisen quietschen. Sieht einen Zipfel von Mutters Schürze unter ihrem Mantelsaum hervorlugen, die Schürze, die sie vergessen hatte abzulegen, die Schürze, die sie immer

trug. Trams, Menschengängen, der Geruch nach Fisch und Benzin. Sie so weich und seine Kindheit so hart. Ihr Duft, bevor er sich vom Schlaf übermannen ließ, die polierte Wärme ihrer Halskette, als sie sich über ihn beugte. Die Lampe, die sie brennen ließen.

*

Das Gasthaus war an den Bahngleisen errichtet worden, neben dem Dorfbahnhof, in einem Flusstal. Einst waren Gasthaus und Tal eine touristische Attraktion gewesen, die Eisenbahngesellschaft hatte das Bergpanorama beworben, die Wildblumenwiesen, die wohlriechenden Kiefern und Roten Betonien. Die Bahngleise wurden vom trägen Fluss beschattet, wie eine Mutter mühsam ihrem Kind nachläuft, silbrige Linien, die sich durch das Tal zogen.

Helena hatte sich auf den Weg in die nächste, größere Stadt gemacht, war dabei jedoch eingenickt. Sie kam nicht gegen ihre Schläfrigkeit an, erlag ihr, wie betäubt vom Ruckeln des Zuges. Und als der Zug am letzten Bahnhof vor dieser Stadt hielt, hatte sie im Halbschlaf den Schaffner missverstanden, der bereits den nächsten Halt ausrief, schnappte sich ihren Ranzen und stieg eine Haltestelle zu früh aus.

Hinter der trüben Laterne am Ausgang war es dunkel – tiefste ländliche Dunkelheit. Sie kam sich albern vor und verspürte dabei eine gewisse Angst: der menschenleere Bahnsteig, der verschlossene Wartesaal. Sie wollte sich gerade auf die einsame kalte Bank setzen und warten, bis es Tag wurde, als sie in der Ferne Gelächter hörte. Später würde sie ihm erzählen, sie hätte Gesang gehört, obwohl John sich an keinerlei Musik erinnern konnte. Sie blieb am Ausgang stehen, weil sie den kläglichen Schutz dieser einen staubigen Bahnhofsglühhirne nicht aufgeben wollte. Doch als sie ins Dunkle hinausspähte, erblickte sie in einiger Entfernung den einladenden Lichtschein des Gasthauses.

Später würde sie diesem kurzen Gang durch die Dunkelheit zum Lichtkreis – während um sie herum die endlosen Felder voll unsichtbarer Gräser raschelten – die Eigenschaften eines Traums zuschreiben, dessen Zwangsläufigkeit, dessen Voraussicht.

Beim Blick durch das vordere Fenster sah Helena einen Raum, der in einer eigenen Zeitkapsel steckte. Ein Gasthaus wie in Volkssagen und Legenden, erfüllt von

»Eine intensive, geheimnisvolle Schönheit stattet Michaels' präzise Prosa mit einer exquisiten, fesselnden Kraft aus ... Es ist das Bindegewebe der Hoffnung, das die scheinbar disparaten Episoden des Romans verbindet. Vor der Kulisse großer Weltereignisse und des Fortschritts beleuchtet Michaels, wie das Innenleben eines Menschen alle äußeren Einflüsse überwinden kann. Wie sein Inneres – seine Fähigkeit zu Liebe, Empathie – wie sein Wunsch nach Verbundenheit eine unsichtbare Kraft sein kann, die auf unergründliche Weise Veränderungen bewirkt ... *Zeitpfade* ist ... die Erfahrung eines langsamen, allmählichen Begreifens, während die Fäden sich immer weiter verknoten, entwirren und zusammenziehen. Michaels bietet eine tiefe literarische Erfahrung, und das mit Subtilität, Anmut und einem exquisiten Gespür für den geheimen, brennenden Herzschlag der Menschheit, der jenseits der Zeit pulsiert. «

HELEN CULLEN, ›THE IRISH TIMES‹

»In seiner nachdenklichen, philosophischen Art ist *Zeitpfade* ein Gegengift zu unserer schnelllebigen Welt. Dies literarisches Slow Food sollte man sich Satz für Satz auf der Zunge zergehen lassen, die Bildkraft bewundern und sich daran begeistern, wie am Ende aus all den Puzzleteilen ein Ganzes entsteht. Mit ihrer magischen Prosa lädt Anne Michaels uns ein, einen Moment lang im Unsichtbaren zu baden und enthüllt dabei leise die Schönheit, die dem Unbekannten innewohnt.«

›THE SYDNEY MORNING HERALD‹

»Anne Michaels war *poeta laureata* von Toronto, und so überrascht es nicht, dass ihr neuester Roman *Zeitpfade* eine generationenübergreifende Familiensaga in ein lyrisches Puzzle aus Bildern und Beobachtungen verwandelt, einen Auslöser für ›die lange Lunte der Erinnerung, die stets brennt‹. Das Buch beginnt in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs die dem Soldaten John wie ein ›450-Meilen-Grab‹ vorkommen und es endet in der nahen Zukunft, als einer seiner Nachkommen durch die Straßen einer Stadt am Finnischen Meerbusen geht.

Dazwischen gleitet Michaels' Erzählung anmutig in Zeit und Raum hin und her, von North Yorkshire in den 1920er Jahren ins ländliche Suffolk der 1980er Jahre und dann wieder ins Paris des Jahres 1908. John, der Soldat, dem wir 1917 zum ersten Mal begegnen, kehrt aus dem Krieg zu seiner Frau Helena und seinem Fotostudio zurück. Verfolgt von dem, was er gesehen (oder nicht gesehen) hat, hinterlässt er ein Vermächtnis, das seine Tochter und seine Enkelin an neue Fronten schickt, diesmal in Feldlazarette und Flüchtlingslager, ›die allergefährlichsten Orte‹.

Jedes kurze Kapitel ist voller geschickt skizzierter Charaktere: ein Kriegsberichterstatter, der schreiben muss, ›was niemand zu lesen erträgt; eine Witwe, die auf ihrem Weg durch eine Schneelandschaft unerwartet einem Seelenverwandten begegnet; sogar Marie Curie, an deren Mut sich einer ihrer engsten Freunde erinnert. In all diesen Geschichten leuchten ergreifende Verbindungen wie auch irritierende Divergenzen auf. Diejenigen, deren Leben auf das von John folgen, müssen ihren eigenen Weg finden, um in dieser ›neuen Welt zu überleben, mit neuen Graden des Kummers, viel extremeren Graden auf der Skala von Glück und Qual.«

ALIDA BECKER, ›THE NEW YORK TIMES‹

Wärme und Holzrauch. Ausgeblichene Polstersessel, Tische und Bänke aus zerkratztem Holz, Steinböden, ein wuchtiger Kamin und genug Scheite, um den kältesten Winter zu überstehen, bis zur Decke gestapelt, ein nie versiegender Märchenvorrat, sie malte sich aus, wie jedes Scheit sich im Lauf der Jahrhunderte auf magische Weise selbst ersetzte. John schaute Helena an, als sie in seiner Nähe Platz nahm. Für ihn war es eine unerwartet intime Begegnung an diesem öffentlichen Ort, die Neigung ihres Kopfes, ihre Haltung, ihre Hände. Er schaute zu, als ein Mann sich – besoffen, torkelnd, wobei jeder zögerliche Schritt ein Tribut an die sich drehende Erde und ihre Achsenneigung war – auf den leeren Stuhl ihr gegenüber sinken ließ und Helena mit einem langen, vernebelten Blick bedachte, bevor sein Kopf schwer wie ein Curlingstein auf den Tisch fiel und nach vorne glitt. John und ein anderer Gast sprangen gleichzeitig auf, um einzugreifen, und schleiften den Mann gemeinsam in den hinteren Teil des Schankraums, damit er dort seinen Rausch ausschließte. Als John an seinen Tisch zurückkehrte, war dieser von einem bereits völlig weltvergessenen Pärchen besetzt, das nicht einmal hochblickte.

»Es tut mir leid«, sagte Helena und raffte Mantel und Ranzen zusammen. »Bitte nehmen Sie diesen Tisch.«

Er bestand darauf, dass sie blieb. Sie rang ihre Schüchternheit nieder und fragte, ob er sich zu ihr setzen wolle. Später würde sie ihm erzählen, was sie dabei empfunden hatte, es war so flüchtig, unerklärlich, nicht einmal ein Gedanke: Wenn er sich setzte, würde sie für den Rest ihres Lebens einen Tisch mit ihm teilen.

*

Durch das Fensterchen im Flur konnten sie aus der Hitze ihres Bads den Schnee fallen sehen.

*

Die schwarzen Umriss der Bäume erinnerten ihn an ein Feld im Winter, das er einmal aus dem Zugfenster erblickt hatte. Und an die schwarze See der Nacht und an die tiefschwarze Haube und Schürze seiner Großmutter, wenn sie vom Hafen heraufkam und unaufhörlich strickend den uralten, mit Körben voller Krabben beladenen Familiensesel führte. Alle Frauen im Dorf

trugen ihren Strickgürtel und hatten stets ihr Strickzeug dabei, unterm Arm oder in der Schürzentasche, in Ärmeln und Pullis, Filigranarbeit, die im Lauf des Tages beständig vorankam. Jedem Dorf seine Masche; den Heimathafen eines Matrosen konnte man anhand des Musters seines Troyers benennen, das noch ein Merkmal aufwies – einen absichtlichen Fehler, der es jeder Strickerin ermöglichte, ihr Werk wiederzuerkennen. Ob solch ein Fehler überhaupt ein Fehler war? An den Küsten setzten Strickerinnen ihre Maschen als Schutzzauber ein, damit ihre Männer es sicher, warm und trocken hatten, das Wollfett wies Regen und Wasserstaub ab, eine Rüstung, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Die Ärmel strickten sie kürzer, so musste man sie bei der Arbeit nicht zurückschieben. Dichtes Kammgarn, vom salzigen Wind ausgebleichen. Das Wölbackermuster, wie die Felder im März, wenn man Kartoffeln setzte. Das Moosmuster, das Reepmuster, die Honigwabe, die Dreifachwooge, der Anker; das Hagelkornmuster, der Blitz, Rauten, Leitern, Ketten, Kabel, Quadrate, Netze, Pfeile, Flaggen, Tauwerk. Das Brombeermuster von Noordwijk. Die schwarz-weißen Strümpfe aus Terschelling (zwei weiße Fäden, ein schwarzer Faden). Das Zickzackmuster von Goederreede. Der Lebensbaum. Das Auge Gottes über dem Herzen des Pulloverträgers.

Starb ein Matrose auf See, zog man ihm, bevor sein Leichnam der Tiefe überantwortet wurde, den Troyer aus und sandte ihn an seine Witwe zurück. Wurde ein Fischer an Land gespült, trug man ihn in sein Heimatdorf, das Muster seines Pullovers wies den Weg so zuverlässig wie eine Karte. Und wenn jemand zum Heimathafen zurückgeführt wurde, konnte seine Witwe anhand eines ganz bestimmten Talismans ihr Recht am geliebten Leichnam geltend machen – des absichtsvollen Fehlers in einem Ärmel oder Taillenbund oder Bündchen oder einer Schulterpartie, wobei das unterbrochene Muster so eindeutig war wie die Unterschrift bei einem Dokument. Der Fehler war eine Botschaft, ins Dunkle hinausgeschickt, die Masche des Unheils und Schreckens, ein Wink in die Zukunft, von Ehefrau zu Witwe. Die flehentliche Bitte, dass der Mann, wo immer er aufgefunden würde, nach Hause geschickt und von seiner Familie zur ewigen Ruhe gebettet werden möge. Dass die Toten nicht einsam blieben. Ein Fehler, aus Liebe begangen, der von Vollendung zeugte.



26.
SEP
2024

ANNE MICHAELS

ZEITPFAD E

Hardcover mit Schutzumschlag

240 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-8270-1495-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

MATTHIAS LOHRE

TEUFELS BRUDER

Aus Italien zu Weltruhm: Als Heinrich und Thomas Mann 1896 gen Süden reisen, ahnen sie nicht, dass das folgende Jahr sie für immer verändern wird. Der 21-jährige »Tommy« folgt dem bewunderten Bruder nach Rom. Er will Schriftsteller werden, wie Heinrich! Doch auf der Suche nach Stoff für einen Roman begegnen die Brüder Menschen, die ihre Ansichten über das Leben auf den Kopf stellen. Schließlich stehen sie vor der Frage: Was würdest du für wahre Liebe opfern?

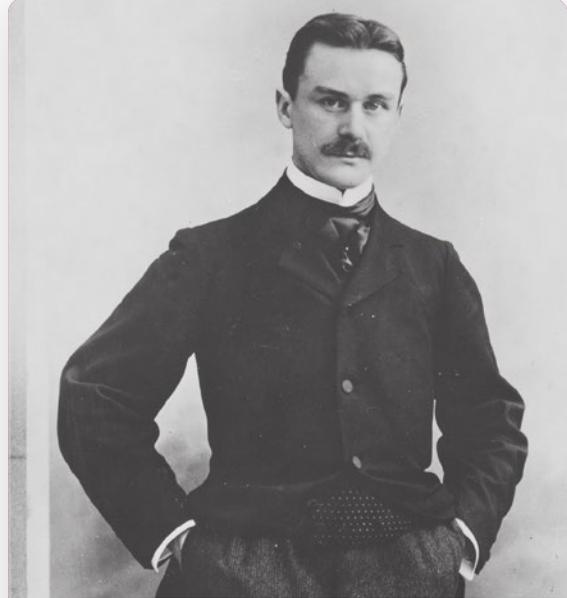
»Teufels Bruder« erzählt von der Sehnsucht nach Liebe und dem schmerzhaften Versuch herauszufinden, wer man wirklich ist. Und von der Mischung aus Rivalität, Vertrautheit, Zuneigung und Hass, die alle Geschwister kennen. Historisch genau, profund recherchiert und zugleich spekulativ. Ein berührender, fesselnder Roman über die Liebe zur Kunst und die Kunst zu lieben!



INTERVIEW

Lieber Matthias, für deinen großen, überaus spannenden Roman hast du es dir nun wirklich nicht leicht gemacht. Die Manns gelten als die am genauesten durchleuchtete deutsche Familie. Großeltern, Eltern, Tanten, Onkel, Kinder und Enkel – sie alle haben geschrieben, auch über sich und einander. Und doch hast Du einen rätselhaften weißen Fleck gefunden, und das ausgerechnet im Leben jener beiden Brüder, die den Weltruhm ihrer Sippe begründet haben: Thomas und Heinrich. Als junge Männer reisten sie 1896 gemeinsam für eineinhalb Jahre durch Italien. Was war geschehen?

Thomas ist 21 Jahre alt, ein zielloser Sitzenbleiber, als er dem bewunderten älteren Bruder gen Süden folgt. Zurück kehrt er, von seinem Genie überzeugt, mit dem dicken, immer weiter anwachsenden Manuskript seines Debütromans. »Buddenbrooks« bringt ihm später den Nobelpreis ein. Wie passt das zusammen? Die Frage hat mich fasziniert, seit ich begann, mich für den Menschen Thomas Mann zu interessieren. Mir kam es vor, als gebe es da zwei Seelen in seiner Brust: Einerseits war er extrem feinfühlig und anlehnungsbedürftig. Kaum jemand hat seelische Qualen so anschaulich und mit mehr Mitgefühl geschildert als er. Andererseits konnte er eiskalt sein, sogar gegenüber seinen Nächsten. Überhaupt, die Liebe: Er suchte und fand Halt bei Katia, mit der ein halbes Jahrhundert lang verheiratet war, und mit der er sechs Kinder zeugte. Doch romantische Verschmelzungssehnsüchte kannte er allein für junge Männer, die er aus der Ferne anhimmelte. Er sehnte sich nach der Grenzüberschreitung und fürchtete nichts mehr als sie. Das trug auch bei zur Rivalität mit Heinrich, dem vier Jahre Älteren, der seine Sexualität mit Frauen offen auslebte – und auch noch darüber schrieb. Unter seinen widerstreitenden Sehnsüchten und Ängsten hat Thomas schrecklich gelitten – und sie für sein Werk fruchtbar gemacht. Aber wie, fragte ich mich, brachte er all das überein? Ich bin sicher: Damals in Italien ist er über die Frage, wer er sei, in



Thomas

Der 21-Jährige ist ein Träumer. Wie gern würde er die Welt beeindruckt mit seinen Kurzgeschichten über Tod und vereitelte Liebe. Doch leider finden die pathetischen Erzählungen bei Zeitschriftenverlagen kaum Anklang. So wohnt der Dichter in spe wieder bei seiner Mutter. Die ist nach dem frühen Tod ihres Mannes, einem im Kleinstaat Lübeck allseits bewunderten Kaufmann und Senator, ins lockere München gezogen. Eine Ausbildung in einer Versicherungsbank hat Thomas, der mehrfache Sitzenbleiber ohne Abitur, abgebrochen. Er lebt von einer schmalen Rente aus dem väterlichen Firmenerbe. Früher oder später wird Thomas den Militärdienst ableisten müssen. Verzweifelt sucht er einen Ausweg. Die Lösung: Er reist für eineinhalb Jahre zu Heinrich nach Italien. Sein Bruder verkörpert alles, wonach er sich sehnt.

eine tiefe Krise gestürzt. Dann verfiel er auf die Idee, die Geschichte seiner Familie zum Roman zu formen. Damit fand er seine Bestimmung. Die Buddenbrooks haben Thomas Mann das Leben gerettet.

Dein Roman beginnt mit einem Ausblick ins Jahr 1953. Der 77-jährige Thomas Mann reist noch einmal nach Italien. Was er da bekennt, scheint einem seiner Romane zu entstammen. Es ist schier unglaublich.

Und doch deutet alles darauf hin, dass es so gewesen ist. Dem in Rom lebenden Künstler Fabius von Gugel erzählte er, als jungem Mann sei ihm im nahen Bergstädtchen Palestrina der Teufel erschienen. Das sagt ausgerechnet er: dieses sonst so kühle, ja kalt auftretende Meister der Selbsttarnung! Dem Augenzeugenbericht zufolge berichtete Mann vom Geschehen ganz ähnlich, wie er es wenige Jahre zuvor im »Doktor Faustus« geschildert hat. Da erinnert ja der Teufel den Komponisten Adrian Leverkühn daran, dass sie beide im Bunde seien: Leverkühn darf geniale Werke erschaffen und muss dafür mit seiner Seele bezahlen. Niemanden darf er lieben. Die Szene spielt sogar in eben jener Herberge in Palestrina, in der Thomas mit seinem Bruder einst gewohnt hatte. Peter de Mendelssohn, der Thomas Mann und Fabius von Gugel persönlich kannte, nahm die Geschichte in seine Mann-Biografie auf. Er fand sie offenbar glaubwürdig.

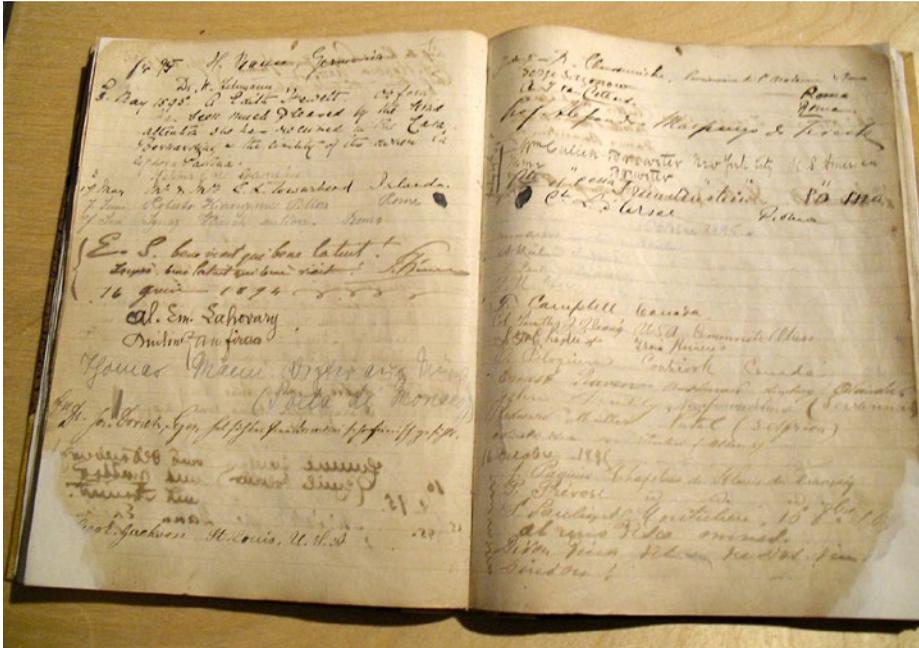
Und du?

Je mehr ich von und über Thomas Mann gelesen habe, desto schlüssiger erscheint sie mir. Denn Thomas Mann hat immer wieder bekannt, er erfinde seine Geschichten nie, sondern finde sie. Nahezu alles in seinen Werken gründet in selbst Erlebtem: im Erstlingsroman über eine norddeutsche Kaufmannssippe natürlich, aber auch im »Tod in Venedig«. Der Novelle ging ein Besuch der Lagunenstadt voraus – übrigens mit Heinrich. Sein Leben lang hat er es verstanden,



Heinrich

Heinrich ist ein Rebell. Der älteste Sohn einer angesehenen Kaufmannsdynastie hat früh klar gemacht, dass er die hundertjährige Firma der Familie nicht übernehmen will. Der 25-Jährige hat bereits einen Roman veröffentlicht und lebt nach Stationen in Dresden und Berlin seinen Traum: Er ist freier Schriftsteller in Rom. Wäre da nur nicht die lästige Arbeit für ein reaktionäres Blatt, die ihm Zeit fürs literarische Schreiben raubt. In seinen Werken dreht sich alles um Frauen: Mal sind sie Opfer von Männern, mal Verführerinnen, immer aber Projektionen männlicher Begierden und Ängste. Dann begegnet ihm Lina.



Einträge im
Gästebuch: 1895
und 1897 logieren
»H. Mann, Germania«
und »Thomas Mann,
Dichter aus München
(Poeta di Monaco)« in
der Casa Bernardini
in Palestrina

Lina

Gemeinsam mit ihrer verwitweten Mutter und ihrem kleinen, stummen Bruder versucht die Schauspielerin das schier Unmögliche: Sie will auf der Bühne Erfolg haben, ohne sich von einem reichen Mann abhängig zu machen. Schauspielerinnen geht um die Jahrhundertwende der Ruf voraus, ihr Geld vor allem als Geliebte verheirateter Herren zu verdienen. Doch Linas Karriere stagniert. Ihre Mutter, einst selbst Schauspielerin, will sie möglichst bald verheiraten. Lina schwankt zwischen dem Wunsch nach bürgerlicher Wohlanständigkeit und bedingungsloser Liebe. Dann begegnet sie Heinrich.

Der Junge

Wer ist bloß dieser Halbwüchsige? Ein etwa Fünfzehnjähriger, von oben bis unten in Weiß gekleidet, schleicht auf dem Markusplatz seiner Gruppe hinterher. Er ist blond, sehr schön – und offenbar todtraurig. Thomas will erfahren, welche Geschichte der Junge zu erzählen hat. Womöglich taugt er ja sogar zur Hauptfigur eines Romans. Als Thomas dem Jungen durch die Gassen Venedigs folgt, tritt er in eine fremdartige Geschichte ein. Anfangs glaubt er, Kunst und Leben klar trennen zu können. Doch je länger er dem Jungen folgt, desto mehr geraten seine Annahmen über das, was Liebe sei, ins Wanken. Seine Reise führt Thomas nach Rom, Neapel und Palestrina.

sogar Nebensächlichem vielfach schillernde Bedeutungen zu verleihen. Als seine Frau Katia sich in einem Sanatorium in den Bergen erholte, besuchte er sie für drei Wochen. Die literarische Frucht war »Der Zauberberg«. Übrigens spielt auch darin der Teufel eine deutlich größere Rolle, als man lange meinte. Das hat der Autor und Literaturkritiker Michael Maar eindrucksvoll herausgearbeitet. Die Teufelsvision, die im »Doktor Faustus« ein ganzes Kapitel einnimmt, taucht ein halbes Jahrhundert zuvor, in aller Kürze, schon in den »Buddenbrooks« auf. Da fragt Christian seinen Bruder, den Konsul, ob der das auch kenne: »wenn du in der Dämmerung in dein Zimmer kommst, du auf einem Sofa einen Mann sitzen siehst, der dir zunickt und dabei überhaupt gar nicht vorhanden ist?!...«. Als Thomas Mann das schrieb, war er noch in Italien oder gerade erst zurückgekehrt. Heute bin ich sicher: An einem heißen Sommertag im Jahr 1897 widerfuhr dem 22-jährigen in Palestrina etwas, das ihn zutiefst veränderte. Und er schrieb, in wechselnden Kostümierungen, sein Leben lang davon.

Ohne hier zu viel zu verraten: Deine Antwort auf die Frage, was Thomas Mann verwandelt haben mag, hat viel mit Liebe zu tun.

Und zwar mit allen Facetten, die das Wort Liebe umfassen kann: Sehnsucht und Vertrautheit, Glückseligkeit und Lust, aber auch Angst, Demütigung, sogar Hass. Thomas Manns Figuren durchleben diese Empfindungen immer wieder. Auch ihr Autor konnte sie genau. Es ist wohl kein Zufall, dass Mann die Tagebücher aus jener Zeit, in der er innerlich ungefestigt war, verbrannt hat. Von seinen frühen Nöten erzählte er der Welt verschlüsselt, durch seine Werke. Die andere Konstante ist sein schwieriges Verhältnis zum geliebten und gehassten Heinrich.

Dein Roman ist auch die wunderbar anschauliche, einfühlsame, mitunter herzerreißende Geschichte zweier Brüder. Wenn Heinrich und Thomas in Venedig, Rom, Palestrina oder Neapel der Liebe und dem künstlerischen Erfolg nachjagen, dann fühlen, leiden und jubeln wir mit ihnen. Wir sind ganz nah dran. Wie hast du das gemacht?



Palestrina

An einem Berghang südöstlich von Rom liegt ein Ort mit großer Geschichte. In der Antike strömten Gläubige zu einem riesigen, heute verfallenen Heiligtum der Göttin Fortuna. Bedingt durch die Nähe zur Hauptstadt und die geschützte Lage an einem Berghang, suchten weltliche und geistliche Herrscher in Kriegszeiten hier immer wieder Schutz. Heute ist das Städtchen in den Albaner Bergen vor allem als Geburtsort des Komponisten Giovanni Pierluigi da Palestrina bekannt. Hier finden Heinrich und Thomas Mann im Spätsommer 1897 Ruhe zum Arbeiten. In Heinrich Manns »Die kleine Stadt« gibt der Ort die Bühne ab für das vielstimmige Romangeschehen. Über das 1909 veröffentlichte Werk urteilte er selbst: »Es ist Wärme darin, die Wärme der Demokratie.« Auch in Thomas Manns großem Alterswerk, »Doktor Faustus«, spielt Palestrina eine zentrale Rolle. In der Herberge der Brüder lässt Mann seine Hauptfigur einen langen Dialog mit dem Teufel führen. Wo heute ein kleiner Platz mit dem Namen Heinrich Manns auf die Via Thomas Mann stößt, entstanden auch die Vorarbeiten der »Buddenbrooks«.



**MEIN ROMAN
ERZÄHLT AUCH
DIE GESCHICHTE
ZWEIER
BRÜDER. WER
GESCHWISTER
HAT, WEISS,
WIE NAHE BEI-
EINANDER LIEBE
UND HASS,
BEWUNDERUNG
UND VERACH-
TUNG LIEGEN
KÖNNEN.**

Wenn es mir gelungen ist, diese beiden Monumente deutscher und europäischer Geistesgeschichte als nahbare Menschen darzustellen, dann bin ich sehr froh. Auch deshalb bin ich mit meiner Frau und unserem kleinen Sohn an die Schauplätze des Romans gereist. Ich stand, wo Thomas Mann in Palestrina dem Teufel begegnet sein soll, suchte die Wohnhäuser der Brüder in Rom auf, kletterte hinab in Neapels Unterwelt. Das hat mir viel bedeutet. Diese intensiven Erfahrungen werden hoffentlich auch für die Lesenden spürbar. Mein Roman erzählt auch die Geschichte zweier Brüder. Wer Geschwister hat, weiß, wie nahe beieinander Liebe und Hass, Bewunderung und Verachtung liegen können. Wie sehr es einen quält, sich mit ihnen vergleichen zu müssen und zu glauben, es ihnen nie

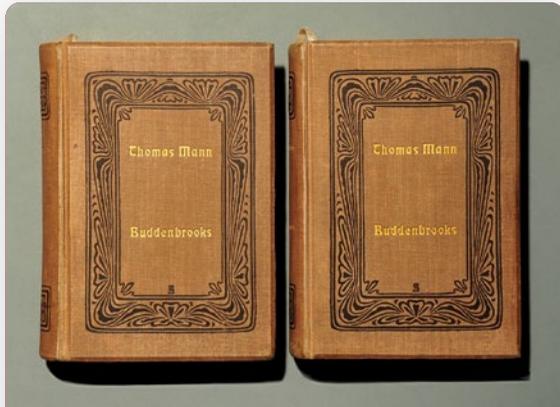
gleich tun zu können. Ich bin übrigens das jüngste von fünf Kindern.

Für den Roman bist du tief in die Werke von Heinrich und Thomas Mann eingetaucht. Haben sie Dich beim Schreiben beeinflusst?

Oh ja! Weit mehr, als ich das zu Beginn erwartet hatte. Während ich am Buch arbeitete, habe ich nicht nur noch einmal ihre Novellen, Erzählungen und Romane aus jener Zeit gelesen. Sondern auch die Autoren, die die Brüder damals lasen: Hans Christian Andersen, E.T.A. Hoffmann, Schopenhauer, Nietzsche, die Brüder Goncourt und viele andere. Und jedes Mal ist mir hier ein neues Detail aufgefallen, dort eine Absonderlichkeit. Viele Motive habe ich daraufhin in die Handlung einbauen können. Mit seltsamen Folgen. Beispielsweise wird Thomas in meinem Roman von einem schmerzenden Backenzahn geplagt – wie eine bestimmte Figur in einem Märchen von Andersen. Erst nachdem ich das eingebaut hatte, fand ich heraus: Der reale Thomas Mann hatte zur exakt gleichen Zeit tatsächlich heftige Zahnschmerzen! Und diese wiederum spielen eine große Rolle in »Buddenbrooks«. Indem ich mit solchen wiederkehrenden Motiven in den Werken der Manns spiele, kann der Eindruck entstehen, man schaue den blutjungen Autoren dabei zu, wie sie auf diese Motive gestoßen sind. So verschränken sich immer wieder Leben und Literatur. Wie bei den Manns selbst.

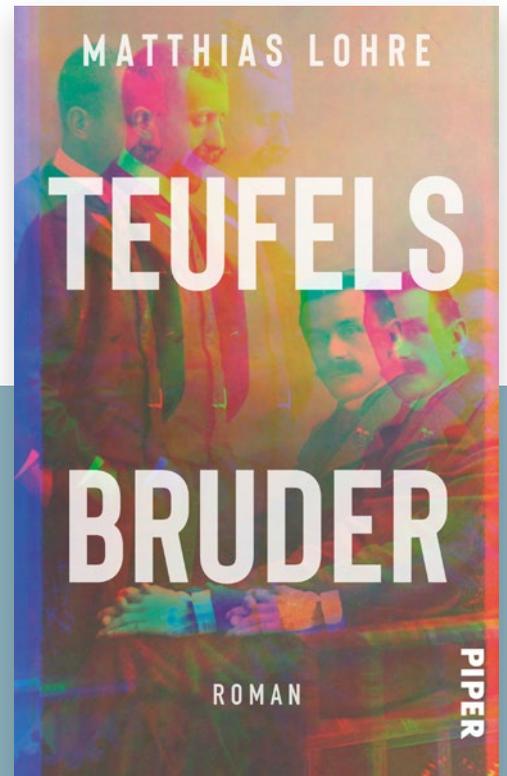
Was würden die Brüder Mann zu deinem Roman sagen?

Darüber habe ich häufig nachgedacht. Vermutlich wäre Heinrich nachsichtiger als sein Bruder. Je älter er wurde, desto weniger ernst nahm er Ruhm und Ansehen. Thomas hingegen ... Sicher wäre er gekränkt angesichts der Anmaßung, ihn porträtieren zu wollen. Andererseits benutzte er ja selbst immer wieder bedenkenlos Freunde und Familienmitglieder als Vorlagen für seine Figuren. Und er verfügte die posthume Veröffentlichung seiner erhaltenen Tagebücher. Er wollte also von der Nachwelt gesehen und erkannt werden als der, der er insgeheim war.



Buddenbrooks

Im Sommer 1897 schreibt Thomas Mann einem Schulfreund von einer Idee, die ihn elektrisiert: »Ich selbst hatte eigentlich bislang nicht geglaubt, dass ich jemals die Courage zu einem solchen Unternehmen finden würde. Nun aber habe ich, ziemlich plötzlich, einen Stoff entdeckt, einen Entschluss gefasst und denke nächstens, nachdem ich noch ein bisschen kontempliert, mit dem Schreiben zu beginnen.« Unter südlicher Sonne plant der 22-Jährige einen Roman über den Niedergang einer Kaufmannsfamilie in einer namenlosen, windig-kalten Hansestadt an der Ostsee. Es ist die Geschichte der Manns. Erst die räumliche und emotionale Distanz erlaubt es dem unerfahrenen Autor, im Erlebten das Material für einen Roman zu sehen. Als das Werk 1901 erscheint, umfasst es rund tausend Seiten, weshalb der S. Fischer Verlag es in zwei Bänden herausgibt. Die Kritiken fallen positiv aus, die Absätze aber bleiben mager. Erst eine einbändige Ausgabe macht Buddenbrooks ab 1903 zum Verkaufserfolg. Die Schwedische Akademie verleiht Thomas Mann für dessen Debütroman 1929 den Literaturnobelpreis. Der Roman über den »Verfall einer Familie«, so der Untertitel, ist bis heute Manns populärstes Werk.



03.
JAN
2025

MATTHIAS LOHRE
TEUFELS BRUDER

Hardcover mit Schutzumschlag
480 Seiten
24,00 € (D) 24,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07279-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



ROLF DOBELLI

DIE NOT-TO- DO- LISTE

52 WEGE, DIE GRÖSSTEN
LEBENSFEHLER ZU
VERMEIDEN



Liebe Buchhändlerin, lieber Buchhändler,

Was wären wir Schriftsteller ohne Sie? Wir wären Vögel ohne Luft. Wir säßen am Boden mit den 26 Buchstaben, die unsere Legosteine sind, ohne dass es jemanden interessierte, was wir daraus kombinieren. Wir kämen uns nutzlos vor. Sie, liebe Buchhändlerinnen und Buchhändler, bringen unsere Ideen zum Fliegen. Tausend Dank, dass Sie unsere Bücher verkaufen!

Worum geht es in meinem neuen Buch? So, wie andere Vinylplatten, Videospielkonsolen oder Vintagekleider sammeln, sammle ich seit Jahren Geschichten von Misserfolgen – Fehlschläge im Leben, in Karrieren, Ehen und Familien.

»Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre Weise.« So eröffnet Leo Tolstoi seinen Jahrhundertroman Anna Karenina. Will heißen: Pures Glück langweilt den Leser. Glück ist fade und eindimensional. Glück ist glatt wie Teflon. Das Unglück hingegen verrät viel mehr über die Welt. Unglück hat Struktur. Und es lehrt uns etwas. Deshalb sammle ich es – das Unglück.

Am Tag der Abschlussfeier laden Universitäten jeweils einen Gastredner ein, um ein paar Weisheiten an die ins Berufsleben entlassenen jungen Frauen und Männer zu richten. Meist handelt es sich bei den Gastrednern um Absolventen ebendieser Universität, die es besonders weit gebracht haben. So auch am 13. Juni 1986. Die Harvard Universität hatte den damals 62-jährigen Investor Charlie Munger eingeladen. Munger, selbst ein Harvard-Alumnus, hat zusammen mit Warren Buffett die wohl erfolgreichste Beteiligungsfirma aller Zeiten aufgebaut, Berkshire Hathaway. Mungers Rede war höchst ungewöhnlich. Selbst der Titel klang bizarr: »How to Guarantee a Life of Misery – Wie man ein elendes Leben garantiert.« Statt Weisheiten für ein erfolgreiches Leben aufzutischen, gab Munger vier Tipps zum Besten, wie man ein garantiert unerfolgreiches Leben führt. Er drehte den Spieß einfach um. Ein brillanter Einfall, denn negative Rezepte sind aussagekräftiger als positive, handfester und einprägsamer. Trotz aller Glücksforschung wissen wir zum Beispiel nicht genau, was uns glücklich macht. Aber wir wissen mit Sicherheit, was Glück vernichtet. Wir wissen nicht exakt, was uns erfolgreich macht, aber wir wissen mit Sicherheit, was Erfolg verunmöglicht. Wenn man also die Killer im Blick hat und ihnen aus dem Weg geht, tut sich der richtige Weg automatisch vor einem auf. Mungers Idee war nicht neu. Der preußische Mathematiker Carl Gustav Jacobi hat diese Art des Denkens im 19. Jahrhundert angewandt. Manchmal, stellte Jacobi fest, lässt sich ein wissenschaftliches Problem erst lösen, wenn man es komplett umdreht. »Inversion«

nennt man das im Fachjargon. So hat Einstein Newtons Gravitationslehre an die Maxwellsche Elektrodynamik angepasst und ist nicht – wie alle anderen – den umgekehrten Weg gegangen. Langfristig orientierte Investoren fragen sich, wie man am besten eine Firma an die Wand fährt, und investieren dann in die unzerstörbaren (z. B. Coca-Cola in den USA oder die Jungfrau-Bahn in der Schweiz). Mungers Bonmot für diese Inversion: »Sag mir, wo ich sterben werde, und ich werde nie dorthin gehen.«

Wir überschätzen systematisch die Rolle von Erfolgsfaktoren, und wir unterschätzen ebenso systematisch die Rolle von Misserfolgsfaktoren. Warum? Weil die erfolgreichen Unternehmen, Projekte und Personen es in die Medien schaffen. Für die Gescheiterten hingegen interessiert sich keine Seele. Versager schreiben keine Autobiographien, und falls doch, finden sie keinen Verlag oder zumindest keine Leser. So studieren wir Erfolgsgeschichten und leben mit der Illusion, Erfolg entstehe durch die gewissenhafte Aneinanderreihung von Erfolgsfaktoren statt durch das Vermeiden von Erfolgskillern. Tipp: Besuchen Sie stattdessen die Friedhöfe der gescheiterten Firmen, Projekte, Personen, Ehen und Familien. Dort lernen Sie am meisten – Sie lernen, was zu vermeiden ist. Von meinen zwölf Büchern haben es einige zu einem großen Erfolg geschafft, und eine Handvoll sind veritable Flops. Keine Ahnung, weshalb die erfolgreichen Bücher zu internationalen Bestsellern wurden – aber ich weiß genau, woran meine Flop-Bücher gescheitert sind. Wer die Welt aus der Negativperspektive betrachtet, bringt Licht ins Dunkel. Meine früheren Bücher entsprechen den traditionellen Abschlussfeier-Reden. Es sind Ratschläge für klares Denken, kluges Handeln und ein besseres Leben. In diesem Buch drehe ich den Spieß um. Ich präsentiere Ihnen eine Sammlung von Verhaltens- und Denkmustern, die man tunlichst nicht nachmachen sollte – eine Art Kompendium der Idiotie. Wenn man sie kennt, kann man sie umschiffen. Ich möchte Ihnen mein neues Buch ans Herz legen. Wir alle brauchen die Klugheit, aus Fehlern zu lernen, mehr denn je. Und wir sind gut beraten, wenn wir nicht nur aus unseren eigenen Fehlern lernen, sondern auch aus denen anderer!

Herzliche Grüße



Ihr Rolf Dobelli

LESEPROBE

SEIEN SIE EIN ARSCHLOCH

Sind Sie schon für Ihre Arroganz bekannt? Sehr gut. Dann setzen Sie noch einen drauf. Es gibt keinen direkteren Weg in ein miserables Leben, als sich wie ein Arschloch aufzuführen. Das funktioniert besonders gut, wenn Sie weder Aristoteles heißen noch einen Nobelpreis besitzen. Abgesehen davon spielt es aber keine Rolle, ob Sie reich oder arm sind, wichtig oder unwichtig, schön oder nicht – Arsch bleibt Arsch. Was zeichnet nun ein richtiges Arschloch aus? Hier meine Empfehlung. Hören Sie niemals zu, wenn andere etwas erzählen. Sie wissen es ohnehin viel besser. Wenn Ihnen jemand Feedback gibt, sagen Sie ihm, er soll in den Spiegel schauen. Zeigen Sie niemals Dankbarkeit. Bezeugen Sie, dass Sie selbst ohne die Hilfe der Menschen um Sie herum dort wären, wo Sie jetzt sind. Wenn Sie in einem Team arbeiten, teilen Sie keine Lorbeeren mit den anderen. Schieben Sie stattdessen Verantwortung ab, wenn etwas schiefläuft. Kann nicht an Ihnen liegen.

Zelebrieren Sie Ihr monumentales Ego. Lassen Sie sich von einem Starfotografen ablichten, und hängen Sie die Bilder im Büro auf. Gefallen Sie sich – so stellen Sie sicher, dass Sie garantiert immer jemand mag. Lassen Sie kleine Statuen von sich anfertigen. Das ist heutzutage dank 3D-Druckern keine Hexerei mehr. Stellen Sie ein Exemplar auf Ihren Schreibtisch – Sie können immer noch so tun, als sei's ironisch gemeint. Die restlichen Kopien eignen sich als Mitbringsel, falls Sie kein eigenes Buch zu verschenken haben.

Achten Sie auf Ihren Tonfall und Ihre Körpersprache: Beide sollten möglichst herablassend sein. Stellen Sie sicher, dass Sie einigermaßen respektlos kommunizieren. Eine abfällige Bemerkung, ab und zu hingeworfen, wirkt immer. Von Ihren sagenhaften Erfolgen zu berichten, genügt nicht. Ich rate Ihnen selbst bei den kleinsten Siegen zur Prahlerei. Versetzen Sie sich niemals in die Lage anderer. Versetzen Sie sich ausschließlich in Ihre

eigene. Aber verlangen Sie von den anderen, sich in Ihre Lage zu versetzen, um Ihre Perspektive besser zu verstehen. Ob Sie Großes oder Kleines erreichen, bleiben Sie unbescheiden. Denken Sie daran, dass Erfolg immer das Ergebnis eigener Kompetenz und Misserfolg immer das Ergebnis externer Faktoren ist. Und schließlich: Bieten Sie anderen Ihre Unterstützung nur an, wenn eine klare Gegenleistung zu erwarten ist.

Der amerikanische Investor Charlie Munger erzählt diese Geschichte: Bei einer Beerdigung rief der Pfarrer die Trauergemeinde auf, etwas Nettes über den Verstorbenen zu sagen. Niemand meldete sich. Nach langer Zeit meldete sich eine Person und sagte: »Sein Bruder war schlimmer.« Nehmen Sie sich daran ein Vorbild. Ihr Ziel muss es sein, dass die Menschen, die zu Ihrem Begräbnis kommen, nur aus einem Grund kommen – um sicher zu gehen, dass Sie wirklich tot sind.

DIE LEISE STIMME DER VERNUNFT

Arroganz ist einfach. Bescheidenheit ist schwierig. Besonders wenn man etwas erreicht hat. Weil wir unsere eigenen Erfolge subjektiv stärker erleben als die Erfolge anderer, neigen wir dazu, sie zu überschätzen. Deshalb folgt die Arroganz dem Erfolg oft auf dem Fuß. Ich kam zu spät, als der liebe Gott die Tugend der Bescheidenheit verteilte, ich musste sie mir rational aneignen. Wenn man es konsequent durchdenkt, ist Erfolg ausschließlich das Ende einer langen Kette von Zufällen – für die man selbst überhaupt nichts kann. Also muss man sich darauf nichts einbilden. Dazu kommt, dass menschlicher Erfolg fast immer ein Ergebnis von Kooperation ist. Allein schaffen wir nichts, zusammen fast alles. Schauen Sie sich doch um. Keine einzelne Sache – weder Buch noch Kugelschreiber, Schuhe, Wandfarbe, Fensterscheibe,

Glühbirne oder iPhone – hat irgendein Mensch allein hergestellt. Nicht einmal sich selbst haben Sie erschaffen, sondern es waren Ihre Abertausenden von Vorfahren. Kurzum: Alles, was Sie schaffen, leisten Sie mit Hilfe von tausend anderen Menschen – die Sie zum Teil kennen, aber zum größten Teil nicht. Bescheidenheit, Nettigkeit, Dankbarkeit und Wertschätzung sind deshalb nicht nur taktisch vorteilhaft, sondern sogar vernünftig und wahrhaftig.

Die Mayo Clinic ist die qualitativ führende Krankenhauskette in den USA. Bei jedem Bewerbungsgespräch – von Sekretärin bis Star-Chirurg – werden die Wörter »Ich« und »Wir« gezählt. Überwiegen die »Ichs«, ist das ein guter Indikator, dass der Bewerber nicht teamfähig ist und damit nicht in ein Krankenhaus passt. Fazit: Je kleiner Ihr Ego ist, desto besser wird Ihr Leben sein. Und wenn Sie ein Arschloch sind, dann haben Sie es verdient, als solches behandelt zu werden.

FÜTTERN SIE IHREN INNEREN SCHWEINEHUND

Wir erleben eine Epidemie der Selbstdisziplin. Jedes zweite Self-Help-Buch predigt Eigenmotivation. Titel wie »Spreng deine Grenzen«, »Disziplin – die Macht der Selbstkontrolle« oder »Mythos Motivation« schaffen es zuverlässig auf die Bestsellerlisten. Lassen Sie sich von dieser Quasi-Religion nicht anstecken. Diese Autoren wollen bloß Geld verdienen. Wenn Sie auf etwas keine Lust haben, ist das ein eindeutiges Zeichen Ihres zentralen Nervensystems, dass Ihnen dieses Etwas tatsächlich nichts bringt. Warum sonst sollte die Evolution über Jahrmillionen dieses komplexe Gefühl entwickelt haben? Vertrauen Sie Ihrem inneren Schweinehund, er ist Ihr treuester Freund. Wenn er jault, lassen Sie alles liegen, kraulen Sie ihn, spielen Sie mit ihm, und werfen Sie ihm ein paar Wurststückchen zu.



*WENN MAN ES
KONSEQUENT
DURCHDENKT,
IST ERFOLG
AUSSCHLIESS-
LICH DAS ENDE
EINER LANGEN
KETTE VON
ZUFÄLLEN –
FÜR DIE MAN
SELBST ÜBER-
HAUPT NICHTS
KANN.*



EIGENMOTIVATION FUNKTIONIERT WIE EIN MUSKEL. WENN SIE DER WILLENSKRAFT TAGSÜBER ZU VIEL ABVERLANGEN, WIRD DER MUSKEL MÜDE, DIE WILLENSKRAFT SCHWINDET.

Motivation muss von außen kommen, nicht von innen, wie diese Autoren alle behaupten. Wenn Ihre Motivation im Keller ist, ist das nicht Ihre Schuld, sondern die Schuld der Welt ganz allgemein. Solange Ihnen die Welt keinen Grund liefert, aus dem Bett zu steigen und Unangenehmes zu erledigen, ist sie selbst schuld, die Welt. Und Sie bleiben im Bett. Eigenmotivation ist so unnatürlich wie Plastik oder Pestizide. Schauen Sie sich Tiere in der Natur an, zum Beispiel Gorillas. Die hocken da, kratzen sich ab und zu und verdauen. Stress und schlechte Laune? Fehlanzeige. Übrigens: Wir teilen 98 Prozent unserer Gene mit den Gorillas. Logischerweise sollten wir uns an ihnen orientieren statt an den Befürwortern eiserner Disziplin, die vergessen haben, was natürlich ist. Unlust ist Unlust – das wussten schon unsere evolutionären Vorfahren.

Leben Sie deshalb getreu nach dem Motto: Was du heute kannst besorgen, das verschiebe gern auf morgen. Am besten schließen Sie sich mit einer Horde Gleichgesinnter zusammen und belächeln gemeinsam die Exzesse der Selbstmotivation. Vielleicht starten Sie sogar eine internationale Zauder-Bewegung? Oder nein, vielleicht lieber doch nicht, das wäre ja mit Aufwand verbunden.

DIE LEISE STIMME DER VERNUNFT

Der Begriff »innerer Schweinehund« zirkuliert seit etwa hundert Jahren. Wirklich populär geworden ist er nach dem zweiten Weltkrieg bei Turnlehrern, die von ihren Schülern lauthals den Sieg über diese träge Kreatur forderten, also die Überwindung der natürlichen Faulheit durch Disziplin und Willenskraft. Dass uns allen ein innerer Schweinehund innewohnt, ist tatsächlich eine evolutionäre Tatsache. Für Jäger und Sammlerinnen war es kontraproduktiv, sich zu einer Tätigkeit aufzuraffen, die nicht absolut notwendig war. Jene Hochmotivierten, die es trotzdem taten, verbrannten wertvolle Kalorien, die ihnen bei der nächsten Hungersnot fehlten. Folglich sind ihre Gene aus dem Genpool verschwunden – und wir sind die Nachfolger der Unmotivierten. Bei Hunger,

Gefahr oder zum Zweck der Paarung wurden unsere Vorfahren durchaus aktiv. War der Magen aber erst einmal gefüllt, gab es nichts Rationales als zu faulenzten. Es gab weder Kühlschränke, in denen man überschüssiges Wild lagern konnte, noch Bankkonten, auf denen überzählige Beeren deponiert werden konnten. Der einzig funktionierende Kühlschrank war der Bauch der anderen. Angenommen, Sie hatten einen Bison erledigt. Statt sich daran zu überessen und den Rest den Hyänen zu überlassen, taten Sie gut daran, das Wild großzügig mit Ihrer Sippe zu teilen. Am besten auch mit den Nachbarstämmen. Ließ das Jagdglück Sie dann ein paar Tage lang im Stich, taten es die anderen nicht.

Heute sind die Anforderungen allerdings gerade umgekehrt. Wir haben eine ganze Infrastruktur der Akkumulation aufgebaut – von Lagerhallen über Pensionskassen, Leistungsausweise, technologisches Wissen, Publikationen bis hin zu Social-Media-Likes. Fast alles kann aufgetürmt und für späteren Nutzen thesauriert werden. Und plötzlich steht uns der innere Schweinehund im Weg. Wie werden wir taub für sein Gewinsel? Eigenmotivation funktioniert wie ein Muskel. Wenn Sie der Willenskraft tagsüber zu viel abverlangen, wird der Muskel müde, die Willenskraft schwindet. Gleichzeitig trainieren Sie ihn aber auch: Über Monate und Jahre baut sich Ihre Willenskraft auf, und Sie werden es immer einfacher finden, Ihren inneren Schweinehund zu überwinden. Eigenmotivation ist anstrengend, aber lernbar.

Was leider nicht besonders gut funktioniert, ist die Motivation anderer Menschen. Sie können Ihren Lebenspartner, Ihre Kinder oder Ihre Mitarbeiter zwar durch Zucker und Peitsche (sprich Anreizsysteme) antreiben, aber das ist nicht Motivation. Echte Motivation kann nur von innen kommen. Falls Sie als Chef oder Chefin Mitarbeiter motivieren müssen, haben Sie bereits verloren. Klüger ist es, von Anfang an hochmotivierte Menschen einzustellen – und selbst einer zu sein. Und wenn Sie einen unmotivierten Lebenspartner haben, ist Trennung vernünftiger als der Versuch, sie oder ihn zu motivieren.

ROLF DOBELLI

Die Not- To-Do Liste

52 Wege,
die größten Lebensfehler
zu vermeiden

PIPER

10.
OKT
2024

ROLF DOBELLI

DIE NOT-TO-DO-LISTE

Hardcover mit Schutzumschlag

384 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07315-8

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

GENEVIEVE KINGSTON

»WENN ICH
DIR NUR
sagen
KÖNNTE

... «



LESEPROBE

Als ich drei Jahre alt war, erfuhr meine Mutter, dass sie eine aggressive Form von Brustkrebs hatte. Jeden Tag saß sie stundenlang an unserem Esstisch, das dunkle Haar nach hinten gebunden, umgeben von Papierstapeln dicht bedruckt mit Fachliteratur. Ich sah vom Durchgang zur Küche aus dabei zu, wie sie alle Behandlungsmöglichkeiten durchforschte, die sie nur finden konnte: konventionelle, alternative, und auch die Anrufung der Mutter Maria.

Im Laufe der nächsten Jahre suchte sie Ärzte, Spezialistinnen, Homöopathen und Heilerinnen auf. Ein Chirurg schnitt ihr das vom Krebs befallene Fleisch aus dem Körper. Sie hielt sich an strenge Diäten und schluckte Berge von Tabletten. Sie flutete ihren Körper mit Chemotherapie und mit Karottensaft. Sie war immer auf der Suche nach einer Möglichkeit zu überleben.

Als ich sieben war, begannen sich die Materialien auf dem Esstisch zu verändern. Einwickelpapier und Schleifenbänder nahmen die Stelle von Blättern voller markierter Textstellen ein, während die Hände meiner Mutter geschäftig unter dem dunklen Flaum ihres geschorenen Kopfes am Werk waren. Eine Schere raschelte durch Geschenkpapier. Papier knautschte unter ihren Fingern zusammen, Bänder wurden mit einem Schnipp auf die richtige Länge geschnitten, Knoten mit einem leisen Quietschen festgezogen. *Raschel, knautsch, schnipp, quietsch.* Sie war dabei, zwei Geschenktruhen zusammenzustellen: eine für Jamie, meinen älteren Bruder, und eine für mich.

In diese Truhen legte meine Mutter Geschenke und Briefe für alle Meilensteine unseres Lebens, die sie verpassen würde: Führerscheine, Abschlüsse und jeden einzelnen unserer Geburtstage bis zum Alter von dreißig Jahren. Als die Truhen voll waren, trug mein Vater sie hinauf in unsere Zimmer.

Jedes Mal, wenn ich die Truhe öffnete, konnte ich eine Art gemeinsames Leben, spüren – etwas, das

sich meine Mutter für unsere Zukunft vorgestellt hatte. Wie ein kaum noch wahrnehmbarer Duft oder die ersten Töne eines vertrauten Lieds – jedes Mal ein Hauch ihrer Gegenwart.

Noch Jahre nach ihrem Tod stand die pinkfarbene Papptruhe auf dem Boden meines Kinderzimmers, und ich öffnete den Deckel, um meine Finger über die Reihen säuberlich eingewickelter Päckchen gleiten zu lassen, jedes versehen mit einer Karte an dünnem sich kräuselnden Geschenkband. Dicke Umschläge voll bedruckter Seiten, in der ordentlichen Handschrift meiner Mutter klar beschriftet – eine Einladung, die sich in eine Ermahnung hüllte: Nichts sollte vor der rechten Zeit geöffnet werden. Damals war die Truhe so schwer, dass ich sie nicht hochheben konnte.

In den letzten zwanzig Jahren ist sie mit mir auf einen anderen Kontinent gereist, von einem Staat in den anderen und von einer Wohnung in die nächste gezogen. Sie war immer das Erste, wofür ich einen Platz fand, sobald der Umzugswagen wieder abgefahren war. Sie hat in engen Nischen oder auf Zwischenböden und ganz hinten in Schränken gestanden; ich habe immer den Instinkt, sie zu beschützen. Sie irgendwo zu verstauen. Jedes Jahr ist die Truhe leichter geworden.

Jetzt sind nur noch drei Dinge darin übrig.

TEIL EINS

Das, wovon ich immer Angst gehabt hatte, geschah an einem Mittwochabend. Ich sah Jamie beim Warcraft-Spielen zu. Ich mochte es, ihn beim Computerspielen zu beobachten; auf diese Weise konnte er meine Anwesenheit am besten erdulden. Ich konnte ihm lange Zeit nah sein und seinen voller Konzentration nach unten geneigten dunklen Kopf ansehen, konnte seine auf den Laserstrahl gerichtete Aufmerksamkeit spüren, seinen tröstenden Jungs-Geruch wahrnehmen,

ohne dass er mir sagen würde, ich solle weggehen. Er kämpfte gerade gegen eine Gruppe von Orks, bewaffnet mit mittelalterlichen Schwertern, während grob gezeichnete animierte Schafe vom Rand aus der Schlacht zusahen. Jamie entzückte mich, indem er auf ein Schaf klickte, damit es sagte: »Baa Ram Ewe«. Dann klickte er noch ein bisschen mehr darauf, damit es explodierte. Mein Vater kam ins Zimmer und sagte, wir sollten nach oben kommen.

Jamie hatte seinen Verlauf noch nicht gesichert und wollte das Spiel nicht unterbrechen.

»Eine Minute«, sagte er, und schwenkte auf einen weiteren verpixelten Ork.

Mein Vater nahm ihn sanft am Arm. »Na komm«, sagte er, mit den weichen, gerundeten Vokalen seines britischen Akzents, wenn auch nach zwanzig Jahren in Kalifornien leicht verblasst.

»Bitte, GLEICH- ?« Jamie drehte seinen Arm weg.

Nachdem er das Spiel gespeichert hatte, folgten Jamie und ich unserem Vater die Stufen mit dem grauen Teppich hinauf und ins Schlafzimmer meiner Mutter. Ich konnte nicht sofort begreifen, was ich sah, obwohl ich mir es viele Male vorgestellt hatte.

Sie lag, wie schon seit Monaten, in dem Krankenhausbett, das wir in ihrem Zimmer aufgestellt hatten. Regen klopfte an die Fenster. Langsam streckte ich eine Hand aus. Ich hatte nicht direkt Angst, aber ich hätte kein besseres Wort gewusst. Sie jetzt zu berühren hieß, ein Mysterium zu berühren. Sie war nicht kalt, aber die Quelle ihrer Wärme fehlte. Was zurückblieb, war ein Nachhall, wie die leise Erinnerung an eine Verbrennung. Ich blickte in Jamies Gesicht und mir stockte der Atem. Er kniete am Bett und berührte verschiedene Stellen ihres Körpers, ihr Bein, ihre Hand, ihre Wange, als würde er nach etwas suchen. Sanft zog er eins ihrer Augenlider zurück.

»Versuchst du, sie lebendiger aussehen zu lassen?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf, legte seine Wange an ihren Bauch, und schluchzte. Ich weinte nicht. Ich hatte jahrelang geweint, und jetzt, so schien es, war ich ausgetrocknet. Ein Teil von mir fühlte sich sogar erleichtert. Ich war es so müde, Angst zu haben.

Mein Vater hob ihren Körper hoch und trug ihn in sein Schlafzimmer, das sie früher gemeinsam benutzt hatten, damit die Schläuche und anderen medizinischen Apparaturen weggeräumt werden konnten. Mich überraschte seine Stärke. Ich hatte nie gesehen, dass er sie getragen hätte, als sie noch am Leben war. Jetzt würden die Frauen in der Familie ihren Körper waschen und anziehen. Meine Mutter hatte mir gesagt, dass dies geschehen würde. Es handelte sich um ein Ritual, das sie für ihre Mutter durchgeführt hatte, und sich daraufhin auch für sich wünschte. Antoinette, die Schwester meiner Mutter, ihre Cousine Sandy und ihre Freundin Sobonfu winkten mich alle ins Zimmer. Im Alter von elf Jahren erfuhr ich so, eingebettet in ihren Kreis, dass ich eine Frau war.

Wir zogen ihr das T-Shirt in Übergröße mit dem Schlitz am Rücken aus. Zu jener Zeit trug sie nur T-Shirts in Übergröße mit einem Schlitz hinten, weil man diese leicht an- und ausziehen konnte, ohne dass sie sich aufsetzen musste. Auf diesem war ein Bild mit einer Ente, die an eine Wand geklebt war, und der Aufschrift: Duck Tape. Meine Mutter lag nackt auf dem Bett und sah dabei nicht so sehr wie meine Mutter aus, sondern vielmehr wie ein Beleg für das, was man ihr alles angetan hatte. Ihre linke Brust war unter einer langen, horizontal verlaufenden Narbe eingezogen, und die Brustwarze fehlte. Eine weitere lange Narbe von der Operation ihres gebrochenen Rückens zog sich ihre Wirbelsäule entlang. Ein Medikamenten-Port aus Plastik verursachte eine kleine Erhebung in der Haut ihrer Brust. Ihr Gesicht und ihr Körper waren durch Steroide angeschwollen.

Ihr Haar war nach einer letzten Chemo-Runde kurz, und auf ihrer Stirn zeigten sich blasse Narben an den Stellen, an denen einst ein metallener Ring in ihren Schädel geschraubt worden war. Damit sollte der Krebs behandelt werden, der sich auf ihr Gehirn ausgeweitet hatte. Sie war wie eine Landkarte, dachte ich. Nur wusste ich nicht, wohin sie führte.

Jemand füllte eine Schüssel mit Wasser. Wir tauchten Tücher in die Schüssel und befeuchteten ihre Haut. Sie war jetzt kühler, sie verlor jede Minute an Wärme. Ich kämpfte gegen den Impuls an, mich auf ihren Rücken zu legen und ihn mit meinem Körper zu bedecken, um sie ein wenig länger warm zu halten. Die Zeit verging bereits sehr schnell. Sie rann mir durch die Finger wie das Wasser, so sehr ich auch versuchte, die Sekunden in die Länge zu ziehen.

Ich bemerkte ein Muttermal auf ihrer Brust und versuchte mir seine genaue Form und Position einzuprägen. Ich bemerkte die hellen Dehnungsstreifen, die sich um ihre Brüste und am Bauch abzeichneten, Spuren zweier Schwangerschaften. Ich bemerkte die feinen Furchen auf ihren Fingernägeln und die tiefen Linien in ihren Handflächen – und wünschte, ich könnte sie lesen. Vielleicht hatten sie eine Geschichte mit einem anderen Ausgang zu erzählen. Mir fiel das leuchtend grüne Display des CD-Weckers in Auge: Es war 10:00 Uhr an einem Mittwochabend. Wir hätten eigentlich *Star Trek* sehen sollen.

Meine Mutter war ein schlaksiger, dunkelhaariger Teenager gewesen, als die ursprüngliche *Star-Trek*-Serie zum ersten Mal ausgestrahlt wurde. Ich stellte mir vor, dass sie – wie viele Mädchen ihres Alters – für Captain Kirk schwärmte, gespielt von dem jungen William Shatner. Als in den späten Achtzigern die Nachfolgeserie, *The Next Generation*, gesendet wurde, wurde das gemeinsame Ansehen der Folgen in unserer Familie ein Ritual. Solange ich zurückdenken kann, quetschten wir vier uns auf die abgenutzte braune Kunstledercouch, sobald die Worte »Der Weltraum, unendliche Weiten« in Patrick Stewarts Bariton der Royal-Shakespeare-Gesellschaft aus unserem klobigen schwarzen Fernseher erklangen. Diese Worte signalisierten, dass ich für die nächste

Stunde von meiner Familie umgeben sein würde, sicher und geborgen. Meine Lieblingsfigur auf dem Raumschiff war Counselor Deanna Troi, und ich träumte davon, dass sich eines Tages meine glatten blonden Fransen in ihre beeindruckende dunkle Lockenpracht verwandeln würden.

Für mich erschloss sich durch die Serie auch ein neues Zeitkonzept. Zeit war in *Star Trek* etwas, das verändert, umgestaltet und nachbearbeitet werden konnte. Wenn die »Enterprise« explodierte, wusste ich, dass jemand in der Zeit zurückgehen und sie reparieren musste. Tausendmal bin ich in meiner Fantasie durch die Ebenen der Zeit getaucht, bis hin zu dem Moment, als der Krebs meiner Mutter begann, um ihn herauszureißen, bevor er Wurzeln schlagen konnte.

Nach der Ausstrahlung der letzten Folge von *The Next Generation* erlaubte mir meine Mutter dann, mittwochsabends lange mit ihr aufzubleiben, um *Star Trek: Voyager* zu sehen. Meine Bewunderung für die Kommandantin der Voyager, Kathryn Janeway, stellte das, was ich für Deanna Troi empfunden hatte, weit in den Schatten. Janeways Raumschiff war mitsamt seiner Crew in einem entlegenen Quadranten der Galaxie, Tausende von Lichtjahren entfernt von zu Hause, gestrandet. *Voyager* war eine Geschichte des Heimwehs, und ich empfand eine solche Sehnsucht, solange ich denken konnte – nicht einfach nach einem Ort oder einem Menschen, sondern nach einer Welt, in der meine Mutter nicht sterben würde. Und Captain Janeway hatte glattes dunkelblondes Haar.

Mittwoch für Mittwoch sahen meine Mutter und ich dabei zu, wie die Voyager sich im Delta-Quadranten behauptete und ein weiteres Hindernis auf einer Reise, für die mehr als siebzig Jahre veranschlagt waren, aus dem Weg räumte. Zuerst saßen wir zusammen auf der Couch, wenn wir die Serie schauten, dann Seite an Seite in ihrem Krankenhausbett. Und schließlich, als sie nicht mehr wach war, saß ich beim Fernsehen an ihrem Bett und hielt ihre Hand. Sie verpasste die letzte Folge um drei Monate.

Und so war ich am Mittwoch, dem 7. Februar 2001, um 10:00 Uhr abends dabei, den Körper meiner Mutter

zu waschen, und wünschte mir, ich könnte *Star Trek* einschalten. Ich sah in die Gesichter der anderen Frauen und wusste, dass ich ihnen das niemals würde erklären können: Warum ich noch einmal bei meiner Mutter sitzen wollte, wenn der Vorspann die Lichter von Novae und Warp-Antrieben über unsere Gesichter gleiten lassen würde. Warum ich gerade in diesem Moment das Bedürfnis hatte zu wissen, dass einige Dinge gleich blieben. Warum ich mich nach einem anderen Zeitverständnis sehnte. Ich hätte ihnen niemals erklären können, dass wir uns alle jahrelang gemeinsam auf einer Reise befunden haben, meine Mutter, Captain Janeway, die »Voyager« und ich; einer Reise nach Hause, von der wir wussten, dass sie vielleicht unser ganzes Leben lang andauern würde.

Zehn Tage später wurde ich zwölf.

Ich wachte früh auf in einem stillen Haus, und wie an den vorhergehenden zehn Morgen fragte ich mich, ob ich alles geträumt hätte. Vielleicht würde ich, wenn ich meine Tür öffnete und den Flur mit dem grauen Teppich entlang zum Nebenzimmer ginge, sie dort liegen sehen, mit rieselnden Tröpfchen, summenden Apparaten und dem Atem, der in der Luft um ihren Schlaf aufwirbelte. An diesem Morgen lag ich im Bett, wie an den vergangenen zehn Morgen, bis die innere Verwirrung nachließ. Das hier war real. Das hier würde für den Rest meines Lebens real sein. Es würde auch noch real sein, wenn ich schon gestorben war.

Ich schwang meine nackten Beine aus dem Bett. Ich trug eines der Nachthemden, die meine Mutter für mich gemacht hatte. Jeden Sommer hatte sie drei genäht: zwei langärmelige, ein kurzärmeliges, zwei aus Baumwolle, eines aus Flanell. Jedes Jahr hatte sie sie eine Größe größer gemacht und dabei sorgfältig die Taschen vorne aufgesetzt, sodass sie sich perfekt ins Muster fügten. Dieses hier war zu klein, denn in den letzten zwei Jahren konnte sie nicht mehr gut genug sehen, um zu nähen, und sie konnte nicht aufrecht sitzen, um die Maschine zu bedienen. Es schnitt unter den Armen ein.



**DAS HIER WAR
 REAL. DAS HIER
 WÜRDEN FÜR
 DEN REST
 MEINES LEBENS
 REAL SEIN.
 ES WÜRDEN
 AUCH NOCH
 REAL SEIN,
 WENN ICH
 SCHON
 GESTORBEN
 WAR.**

Meine Mutter und ich hatten am selben Tag Geburtstag, und in jedem anderen Jahr wäre ich den Flur entlanggerannt und zu ihr ins Bett gekrochen. Mein Vater hätte uns heiße Schokolade oder einen Blumenstrauß gebracht und uns »die Geburtstagsmädels« genannt. Meine Mutter hätte mich an sich gedrückt und wie jedes Jahr gesagt: »Das schönste Geburtstagsgeschenk, das ich je bekommen habe.« Stattdessen blieb ich in meinem Zimmer und schob den Zeitpunkt weiter auf, zu dem ich meine Tür würde öffnen und feststellen müssen, dass sie fort ist.

Seit Monaten stand die Truhe schon in meinem Zimmer auf dem Boden und ich hatte versucht, sie zu ignorieren. In dieser Zeit hatte sie eine Zukunft verkörpert, von der ich hoffte, dass sie niemals eintreten würde. Jetzt bewegte ich mich langsam aus dem Bett

und kniete mich neben sie. Ich zog die Schnappverschlüsse einen nach dem anderen zurück, zögerte den Moment hinaus. Als ich den Deckel hob, sah ich als erstes ein großes schwarzes spiralgebundenes Notizbuch mit zwei roten Birnen auf dem Einband. Mein Atem beschleunigte sich, als ich es herauszog und die erste Seite aufschlug.

Liebste Gwenny,

eine Auflistung der beigefügten Briefe und aufbewahrten Andenken, um bedeutsame Ereignisse im Leben zu würdigen und zu feiern. Ich habe diese Liste für dich gemacht, nur für den Fall, dass etwas mit den Briefen oder Erinnerungsstücken selbst passiert. Den Stift, mit dem ich sie geschrieben habe, schenke ich dir auch, und hoffe, dass du Freude daran hast.

In Liebe, Mommy

An dem Spiralbuch war mit einer Klammer ein grün-goldener Füllfederhalter befestigt – einer von denen, die mit flüssiger Tinte schreiben. Ich zog ihn heraus und fühlte sein erstaunliches Gewicht in der Hand. Tränen ließen die Worte vor mir verschwimmen. Meine Mutter hatte mir das Notizbuch Jahre zuvor gezeigt, und ich hatte es, genauso wie die Truhe, in meinem Kopf ganz nach hinten geschoben – wie ein Werkzeug, das ich gar nicht lernen wollte, zu benutzen. Ich maß seine Dicke mit den Fingern ab und drückte es an meine Brust, hungrig nach den Worten, die es in seinem Inneren bereithielt.

Unter dem Notizbuch reichte der Inhalt der Box beinahe bis zum Rand. Päckchen in verschiedenen Formen und Größen waren wie in einem dreidimensionalen

Puzzle angeordnet. Innen an dem gewölbten Deckel klebte ein dünnes Blatt Millimeterpapier, auf dem der gesamte Inhalt der Truhe systematisch aufgelistet war. Ich ließ meinen Finger die Liste entlanggleiten. Auf Geburtstage folgten Abschlüsse, darauf Heirat und Kinder. Neben jedem Punkt zeigte ein Häkchen, dass er vorhanden war – abgehakt.

Ich durchsuchte die oberste Schicht der Päckchen, bis ich das mit der Aufschrift »Gwennys zwölfter Geburtstag« fand. Es war ein Pappkästchen mit einem Muster aus Muscheln und einem rosa Kringelband. Als ich es in der Hand hielt, fühlte ich plötzlich den ersten stechenden Schmerz der Neugier: Ich wollte sehen, was meine Mutter für mich ausgesucht hatte. Ich löste das Band und öffnete das Kästchen.

Darin fand ich einen kleinen Messingring in der Form einer Blume mit einem winzigen Amethyst in der Mitte. Der Amethyst war unser Geburtsstein. Auf der Rückseite der Karte stand: »Herzlichen Glückwunsch, mein Schatz! Seite 8«, und ich blätterte durch die cremeweißen Seiten des Notizbuchs. Unten auf Seite acht war ein Foto des Rings, und darüber hatte meine Mutter ein paar Sätze geschrieben.

*for Gwenny's
12th*



Liebe Gwenny,

das war mein zweiter Ring mit Geburtsstein. Ich hatte immer einen Geburtssteinring haben wollen, als ich ein kleines Mädchen war, und bettelte Oma Liz an, damit sie mir einen schenkte. Schließlich gab sie nach und wir suchten in einem Schmuckladen im Ort einen hübschen kleinen Ring aus. Ich kann es gar nicht in Worte fassen, wie sehr ich ihn liebte. Eines Tages, als ich schwimmen ging, wickelte ich ihn in mein Handtuch ein, um ihn sicher aufzubewahren. Als ich vom Schwimmen zurückkam, war er weg. Ich war am Boden zerstört. Aber O. Liz und ich fanden dann diesen bei Cost Plus in San Francisco. Ich hoffe, er gefällt dir auch.

xxx Mommy

Der Ring passte auf meinen rechten Zeigefinger. Ich zog ihn über und stellte mir vor, wie meine Mutter denselben Ring zum ersten Mal auf ihren Finger gesteckt hatte. Ich versuchte, sie mir so vorzustellen – ein kleines Mädchen, voller Schuldgefühle, weil es den alten Ring verloren hat, und voller Dankbarkeit für den neuen. Dieser Moment lag über drei Jahrzehnte zurück. Ich wurde an dem Morgen geboren, als meine Mutter siebenunddreißig wurde. An diesem Tag wäre sie neunundvierzig geworden. Ich hielt das Notizbuch offen auf meinem Schoß und zeichnete die Spuren ihres Füllers nach. Ihre Worte, mit denen sie die Kluft zwischen uns überbrücken wollte, bohrten sich durch Zeit und Raum. Ich las sie immer und immer wieder.

»Wenn ich dir nur sagen könnte...«



Was von meiner Mutter bleibt

01.
AUG
2024

GENEVIEVE KINGSTON

»WENN ICH DIR NUR SAGEN KÖNNTE...«

Was von meiner Mutter bleibt

Aus dem amerikanischen
Englisch von Renate Graßlat
Hardcover mit Schutzumschlag

272 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07189-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

78

MOHAMED AMJAHID
ALLES NUR EINZELFÄLLE?

A portrait of Mohamed Amjahid, a man with a beard and glasses, wearing a dark suit jacket. The background is blurred, showing what appears to be a bookshelf. The text 'ALLES NUR EINZELFÄLLE?' is overlaid in large white letters.

ALLES NUR EINZEL- FÄLLE?

MOHAMED AMJAHID

A blue scribble consisting of several overlapping diagonal lines, located at the bottom of the page.

INTERVIEW

Immer wieder gibt es Schlagzeilen zu rassistischen Polizeichats, Racial Profiling und Polizeigewalt. Sind das Einzelfälle oder haben wir ein Polizeiproblem?

Genau diese Frage war die Ausgangslage für mein neues Buch. Indem ich alle »Einzelfälle« betrachte, versuche ich eine Struktur aufzuzeigen. Neben der dichten Beschreibung dieser einzelnen Fälle braucht es meines Erachtens auch einen ganzheitlichen Blick auf das Phänomen. Nur ein paar Zahlen: Jährlich gibt es laut einer Bochumer Studie mindestens 12.000 mutmaßlich rechtswidrige Übergriffe durch Polizeibeamte. Das sind 33 pro Tag. Die Dunkelziffer müsste deutlich höher sein. So versuche ich meine eigenen Recherchen, die Arbeit von vielen Kolleg*innen, wissenschaftliche und aktivistische Arbeit zu analysieren und aufzuzeigen, dass wir in Deutschland ein strukturelles Polizeiproblem haben, über das wir unbedingt sprechen müssen.

Worin besteht dieses System hinter der Polizeigewalt?

Es herrscht eine sogenannte *Cop Culture*, also eine Kultur des Wegschauens und der systematischen Billigung von Machtmissbrauch. Aber auch die Rolle der Medien, die Wirkmacht von Polizeigewerkschaften oder der Innenpolitik spielt hier eine entscheidende, leider sehr negative Rolle. Ich beschreibe darüber hinaus eine dysfunktionale Justiz in Deutschland, wenn es darum geht, das Polizeiproblem juristisch aufzuarbeiten: Weniger als ein Prozent der Fälle von Polizeigewalt enden

mit einer Verurteilung. Da stimmt etwas nicht. Deswegen habe ich mich auf die Suche nach den Ursachen gemacht. Im Rahmen des Systems gab es seit 1976 allein in der Bundesrepublik rund 500 Todesopfer durch Schüsse der Polizei, jeder Tote ist dabei einer zu viel. Dabei sind andere Todesursachen in Verknüpfung mit Polizeigewalt da gar nicht mitgezählt. Das ist die Fallhöhe bei diesem Thema. Viele Menschen in diesem Land haben zu Recht Angst vor der Polizei.

Ist (tödliche) Polizeigewalt denn eine Gefahr für alle?

Ja, sie kann jeden treffen. Und sie trifft auch theoretisch jeden. Das kann ich in den Daten sehen. Bei meiner Analyse habe ich aber festgestellt, dass es mit Blick auf Polizeigewalt einige besonders verletzbare Gruppen gibt. Zum Beispiel minderjährige, traumatisierte Geflüchtete. Das zeigt sich gut am Fall des 16-jährigen Mouhamed Dramé, der im August 2022 in Dortmund von Polizist*innen erschossen wurde. Auch Menschen mit psychischer Erkrankung sind besonders gefährdet. Da schaue ich mir im Buch mehrere Fälle an: Ante P., der im Mai 2022 in Mannheim bei einem Polizeieinsatz ums Leben kam, oder Mohamed Idrissi, der im Juni 2020 in Bremen von der Polizei erschossen wurde. Oury Jalloh ist ein berühmter Fall. Jalloh ist im Januar 2005 in Dessau in Polizeigewahrsam bei lebendigem Leibe verbrannt. Wie kann das sein? Ich habe irgendwann damit angefangen, jeden Fall von Polizeigewalt zu dokumentieren, in Archiven zu lesen und direkt mit Zeug*innen und Betroffenen zu sprechen.

Mohamed Amjahid ist freier, investigativer Journalist und Buchautor. Er schreibt für große deutsche Medien wie den *Spiegel*, die *Süddeutsche Zeitung*, die *taz*, den *WDR* oder den *RBB*. Amjahid recherchiert seit Jahren zu verschiedenen Themen, die mit Menschenrechten und Demokratie zusammenhängen. Seit mehr als zehn Jahren arbeitet er zum Thema Polizeigewalt im deutschsprachigen Raum. Für seine Recherchen ist er als Reporter aber auch oft in Europa, dem Nahen Osten und Nordamerika unterwegs. Über Soziale Medien erreicht er eine breite Öffentlichkeit und stößt mit seinen investigativen Recherchen und Sachbüchern regelmäßig Debatten über wichtige gesellschaftliche Themen an. Mit seinem Sachbuch-Debüt *Unter Weißen. Was es heißt, privilegiert zu sein* bekam er im Jahr 2017 große Aufmerksamkeit. Mit seinem Bestseller *Der weiße Fleck. Eine Anleitung zu antirassistischem Denken* knüpfte er 2021 an diesen Erfolg an. In seinem dritten Buch *Let's Talk about Sex, Habibi. Liebe und Begehren von Casablanca bis Kairo* hat er humorvoll und differenziert die Perspektiven gewechselt und die Lebensrealität der Menschen in Nordafrika beleuchtet. Für seine Texte wurde Amjahid mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Stern-Preis (vormals Henri-Nannen-Preis), dem Reporterpreis, dem Alexander-Rhomberg-Preis und dem Deutschen Hörbuchpreis.



DAS IST EINE ABGE- SCHOTTETE PARALLEL- GESELL- SCHAFT UND ICH MUSSTE SEHR LANGE SUCHEN UND VERTRAUEN AUFBAUEN...

Du hast dich also jahrelang mit dem Thema beschäftigt. Wie kam es zu dieser langfristigen Recherche und dazu, dass du ein ganzes Buch darüber geschrieben hast?

Vor etwa zehn Jahren, als noch sehr junger Journalist, habe ich gemerkt, dass in deutschen Medien eine Lücke klafft, was eine sachliche und zugleich kritische Betrachtung der Polizei angeht. Eine Szene während meiner journalistischen Ausbildung hat mich geprägt: Ein Polizeireporter hat unkritisch die Perspektive eines Polizeisprechers in seinen Texten reproduziert. Also habe ich angefangen, investigativ zu recherchieren, einen Fall nach dem anderen aufzuarbeiten, mit Expert*innen weltweit zu sprechen, die Situation hier in Deutschland, aber auch in Österreich und der Schweiz mit anderen Ländern zu vergleichen. Dann irgendwann habe ich gemerkt: Ein Buch zum Thema Polizeiproblem existiert so

noch nicht für ein breites Publikum. Das wollte ich unbedingt ändern. Dieses Buch ist also mein Beitrag für eine längst überfällige gesellschaftliche Debatte, bei der alles auf den Tisch gehört: die problematische Ausbildung von Polizist*innen, die polizeifreundliche und sehr unrealistische Copaganda in Film und Fernsehen oder die politische Entscheidungsfindung, wie Polizei vor jeder Kritik abgeschottet wird.

Wie bist du bei deiner Recherche vorgegangen? Wie kamst du an deine Quellen?

In den Reihen der Polizei zu recherchieren ist kompliziert, nichts ist selbstverständlich. Es ist teilweise auch gefährlich, wie ich im Buch beschreibe. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage: Das ist eine abgeschottete Parallelgesellschaft und ich musste sehr lange suchen und Vertrauen aufbauen, um mit Informant*innen zu sprechen, teils geheime Dokumente auswerten und dann politische Entscheidungsträger*innen mit den sehr beunruhigenden Ergebnissen konfrontieren zu können. Vor allem Whistleblower*innen drohen innerhalb von Polizei- und anderen Sicherheitsbehörden schlimme Konsequenzen. Das muss sich unbedingt ändern.

Gibt es Lösungsansätze für das Polizei- problem?

Ja, einige. Die bespreche ich ausführlich in einem Kapitel im Buch. Das ist mir wichtig, obwohl es als Journalist nicht meine Aufgabe ist, direkt die Lösungen für dieses massive Problem zu liefern. Es gibt Reformen, die könnten quasi morgen beschlossen und unkompliziert umgesetzt werden: eine Dokumentationspflicht der illegalen Praxis des *Racial Profiling*, eine klare Kennzeichnung von Beamt*innen oder eine Oberpolizei, die Polizeibehörden unabhängig beaufsichtigt. Gegen solche sehr pragmatischen Ansätze gibt es in Deutschland und in anderen Ländern aber massiven Widerstand – wen wundert es – von der Polizei, der Innenpolitik und rechtskonservativen Medien. Und dann gibt es die großen, utopischen Fragen, die ich auch im Buch bespreche: Kann es überhaupt ein Zusammenleben ohne Strafen, ohne staatliche Gewalt und Machtmissbrauch, ohne Polizei geben?

**MOHAMED
AMJAHID**

**Alles nur
Einzel-
fälle
Hinter
die
Szenen?**

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

PIPER

**DAS SYSTEM
HINTER DER
POLIZEIGEWALT**

26.
SEP
2024

**MOHAMED AMJAHID
ALLES NUR EINZELFÄLLE?**

Klappenbroschur

320 Seiten

18,00 € (D) 18,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06520-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

HENDRIK STREECK

NACH BEBEN

Die Pandemie ist vorbei, das Virus ist geblieben.

Drei Jahre Ausnahmezustand liegen hinter uns, die geprägt waren von Ungewissheit, von sinnvollen und sinnlosen Maßnahmen, von Warnungen, Mahnungen und Überspitzungen. Wir sollten diese Zeit nicht einfach verdrängen, sondern sie aufarbeiten, aus ihr lernen und die so gewonnenen Erkenntnisse nutzen, nicht zuletzt, um uns auf zukünftige Pandemien und Krisen aller Art besser vorzubereiten.

Essenziell für die richtigen Schlussfolgerungen ist eine ergebnisoffene, ehrliche, aber auch konsequente Aufarbeitung und Benennung von Fehlern und Versäumnissen. Dabei geht es nicht darum anzuklagen – es geht um Glaubwürdigkeit. Denn nur so können wir vermeintlich unversöhnliche Positionen auf dem Pfad eines offenen, diskussionsfreudigen und gar versöhnlichen Diskurses zusammenführen. Das ist nicht nur eine medizinische, sondern auch eine politische und gesamtgesellschaftliche Herausforderung.

INTERVIEW

Herr Streeck, der Titel Ihres Buchs lautet »Nachbeben – Die Pandemie, ihre Folgen und was wir daraus lernen können«. Warum finden Sie es persönlich wichtig, Lehren aus der Pandemie zu ziehen?

Diese Pandemie war weltweit, aber auch für uns in Deutschland ein Jahrhundertereignis. Rückblickend ist es unerlässlich zu hinterfragen, ob wir angemessen reagiert haben. Was waren gute Strategien und welche Fehler haben wir gemacht? Es ist wichtig, aus dieser Analyse Lehren zu ziehen, um in zukünftigen Pandemien oder andersartigen Krisen besser agieren zu können. Während einige behaupten, wir hätten alles richtig gemacht, vertreten andere die Meinung, unsere Reaktion sei überzogen gewesen. In meinem Buch bemühe ich mich, ein ausgewogenes Bild dessen zu zeichnen, was gut verlief und worin wir besser werden könnten, um uns für die Zukunft widerstandsfähiger zu machen, ohne dabei Schuldzuweisungen vorzunehmen. Eine solche offene Analyse schulden wir insbesondere jenen, die unter den Pandemiemaß-

nahmen gelitten haben – sei es durch Vereinsamung, die Unmöglichkeit, Angehörige in Krankenhäusern oder Pflegeheimen zu besuchen, existenzbedrohende Lockdowns, die Schließung ihrer Betriebe oder Überforderung durch die Impfkampagne. Es ist von entscheidender Bedeutung, dass wir zukünftig sowohl Befürworter als auch Gegner der damaligen Maßnahmen einbinden. Ihnen allen gegenüber sind wir eine gründliche Aufarbeitung schuldig, um die während der Pandemie entstandene gesellschaftliche Spaltung zu überwinden.

Hätten wir die Pandemie verhindern können?

Mit dieser Frage hat sich das internationale, unabhängige Panel der WHO (The Independent Panel For Pandemic Preparedness & Response) vor ein paar Jahren beschäftigt und dort kam man zu einem klaren Schluss: Ja, es wäre möglich gewesen, die Coronapandemie abzuwenden. Es hätte gelingen können, wenn entschlossenes Handeln erfolgt wäre und ein effektiver Informationsaustausch zwischen den betroffenen

Ländern und den relevanten Organisationen, insbesondere zwischen China und der WHO, stattgefunden hätte. Auf diese Weise wäre der Ausbruch im Keim zu ersticken gewesen. Doch solche Überlegungen bleiben hypothetisch. Wichtig ist zu erkennen, dass das Risiko einer neuen Pandemie weiterhin und dauerhaft besteht, vor allem wenn ein Virus von Tieren auf Menschen übertragen wird, es also zur Zoonose kommt. Auch deshalb müssen wir Lehren aus der Coronakrise ziehen.

Was müssen wir uns unter einer Zoonose vorstellen?

Schätzungen zufolge gibt es weltweit rund 1,7 Millionen noch unentdeckte Viren, von denen etwa 400 000 das Potenzial besitzen, Menschen zu infizieren. Oft findet eine solche Erstinfektion statt, wenn Viren vom Tierreich auf den Menschen übergehen – ein Vorgang, der als Zoonose bezeichnet wird. Obwohl nicht jede Zoonose zu einer Pandemie führt, birgt sie dennoch häufig ein erhebliches Risiko. Der Übertritt von Viren kann insbesondere dann erfolgen, wenn Tiere unter Bedingungen gehalten werden, die ihnen unnatürlich enge Kontakte sowohl zu anderen Arten als auch zu Menschen aufzwingen, sei es durch den Wildtierhandel oder die Zerstörung ihres natürlichen Lebensraums. Aus diesem Grund spielt der Artenschutz eine entscheidende Rolle bei der Verhinderung von Pandemien. Indem wir uns für den Schutz tierischer Arten einsetzen, leisten wir einen wesentlichen Beitrag zur Prävention von Virenübertragungen auf den Menschen.

Und wann entsteht aus einem solchen »Viren-Übertritt« eine Pandemie?

Wenn sich innerhalb kurzer Zeit immer mehr Menschen infizieren und das Virus dabei Ländergrenzen überwindet, entwickelt sich aus einem lokalen Ausbruch zunächst eine Epidemie und schließlich eine Pandemie, die dann nur noch schwer einzudämmen ist. Diese Dynamik haben wir beim Coronavirus (SARS-CoV-2) miterlebt, als es sich von China aus zunächst nach Thailand, dann in die USA und kurz darauf auch nach Deutschland ausbreitete. Ein anders gelagerter Fall war der Ausbruch des SARS-1-Virus,

bei dem es auch bereits zu einer Pandemie kam, der aber – da SARS-1 schwerer übertragbar ist – in diesem Stadium noch eingedämmt werden konnte.

Nun aber hat das Coronavirus damals die Grenzen von Ländern und Kontinenten überwunden. Hatten wir in Deutschland also überhaupt einen Handlungsspielraum?

Die eigentliche Frage ist doch, ob wir in Deutschland richtig gehandelt haben. Ob wir uns auf die absehbare Pandemie angemessen vorbereitet haben. Oder ob wir vielleicht eine zu abwartende Haltung eingenommen haben.

Haben wir?

Diese Frage beantworte ich in meinem Buch. (*lacht*)

Zu welchem Zeitpunkt nach dem Ausbruch des Coronavirus war Ihnen klar, dass wir es mit einer Pandemie zu tun haben?

Als die ersten Fälle in China bekannt wurden, hatte ich noch die Hoffnung, dass es möglich sein würde, die Ausbreitung des Virus innerhalb der Landesgrenzen zu kontrollieren und so eine internationale Verbreitung zu verhindern. Die anschließende Meldung des ersten Falls in Thailand löste bei mir zwar Nervosität aus, aber noch blieb ich optimistisch, dass der Ausbruch auf Asien beschränkt bleiben könnte. Jedoch änderte sich meine Einschätzung grundlegend, als die ersten Infektionen in den USA bestätigt wurden. Ab da war mir bewusst, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis auch Deutschland betroffen sein würde. Das war der entscheidende Moment, in dem wir auch sofort mit der Einführung von Coronatests in unserem Labor begannen.

Hätten wir schon an diesem Punkt etwas besser machen können?

Ich glaube schon. In der Anfangsphase haben wir in Deutschland eine abwartende Haltung eingenommen. Wir haben zwar nach Personen gesucht, die aus China kommen und die betreffende Symptomatik aufweisen, aber wir waren nicht proaktiv. Wir haben die Dinge

auf uns zukommen lassen und abgewartet. So sind Wochen vergangen, dabei hätten wir uns längst schon vorbereiten und wichtige Dinge beschaffen können: Schutzkleidung, Masken, Pipettenspitzen, Enzyme, Beatmungsgeräte und, und, und.

In den Folgewochen und -monaten wurden verschiedene Strategien diskutiert, um das Virus in Schach zu halten, darunter die No-COVID-Strategie oder auch die Zero-COVID-Strategie. Wären wir erfolgreich gewesen, wenn wir nur konsequenter in den Maßnahmen gewesen wären?

Das Konzept von No-COVID oder Zero-COVID sieht ja vor, dass man versucht, jede Infektion zu verhindern. Das ist zunächst natürlich ein noblerer Ansatz, aber praktisch unmöglich umzusetzen, wie man deutlich an China gesehen hat, wo man es versucht hat. Das Vorgehen war zum Teil unmenschlich, würdelos und aus der Zeit gefallen. Bei diesen ganzen Überlegungen und Machbarkeitsdiskussionen hat man andere wichtige Belange der Menschen ausgeklammert. Wir haben manchmal den Schutz vor einer Infektion über alles andere gestellt.

Was meinen Sie damit?

Wolfgang Schäuble hat 2020 etwas sehr Wichtiges gesagt: »Wenn ich höre, alles andere habe vor dem Schutz von Leben zurückzutreten, dann muss ich sagen: Das ist in dieser Absolutheit nicht richtig. Grundrechte beschränken sich gegenseitig. Wenn es überhaupt einen absoluten Wert in unserem Grundgesetz gibt, dann ist das die Würde des Menschen. Die ist unantastbar. Aber sie schließt nicht aus, dass wir sterben müssen.« Damit beschreibt er genau den Balanceakt, dem wir damals nicht immer gerecht geworden sind und den ich in meinem Buch versuche, differenziert darzulegen: Wann sollte der Infektionsschutz Priorität haben und wann sollten womöglich andere Werte oder Rechte in den Vordergrund rücken?

Hätten Sie sich aus diesem Grund gewünscht, dass noch mehr Wissenschaftler und Experten aus anderen Fachgebieten in die Beratungen der Regierung einbezogen werden?

Prof. Dr. med. Hendrik Streeck ist der Direktor des Instituts für Virologie am Universitätsklinikum Bonn. Er begann seine medizinische Laufbahn an der Charité in Berlin und promovierte an der Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Von 2006 bis 2009 absolvierte er ein Postdoctoral Fellowship an der Harvard Medical School. Er war u. a. Assistenzprofessor am Ragon Institute of Massachusetts General Hospital, Massachusetts Institute of Technology und an der Harvard Medical School, sowie Leiter der Abteilung für zelluläre Immunologie am US Military HIV Research Program. 2015 folgte Streeck dem Ruf nach Essen, wo er das Institut für HIV-Forschung gründete. Er ist Mitglied der europäischen Akademie der Wissenschaft und Künste, sowie Kuratoriumsvorsitzender der deutschen AIDS-Stiftung. Er war Mitglied im Corona-Expertenrat des Landes Nordrhein-Westfalen sowie der Bundesregierung. Derzeit ist er Mitglied der Enquete-Kommission NRW zum Krisenmanagement sowie des Expertenrats der Bundesregierung zu Gesundheit und gesellschaftlicher Resilienz.

Die kurze Antwort lautet: Ja, unbedingt. Die etwas längere: Die Bekämpfung einer Pandemie hat nur bedingt etwas mit der Virologie zu tun, auch wenn ein Virus die Hauptrolle spielt. Im Kern geht es darum, das Leben zu ermöglichen und gleichzeitig schwere Krankheitsverläufe oder gar Infektionen zu verhindern. Die Entscheidung, ob eine Pandemie vorliegt oder für beendet erklärt wird, basiert maßgeblich auf der kollektiven Wahrnehmung. In diesen Überlegungen spielen soziologische und psychologische Aspekte eine wesentliche Rolle. Es gilt zu erörtern, wie man eine Reduktion der Kontakte in der Bevölkerung erreichen kann, welche Maßnahmen als vertretbar gelten und welche unerwünschten Nebeneffekte auftreten können. Zudem ist zu berücksichtigen, inwieweit Menschen bereit sind, Änderungen ihrer Lebensgewohnheiten zu akzeptieren und umzusetzen. Hierbei sind sogenannte Enablingstrategien von entscheidender Bedeutung. Obwohl die Virologie täglich mit Pandemien und ihren Erregern befasst ist, stellt sie doch nur einen Teil eines umfassenden Systems aus diversem Fachwissen dar.

Wie haben Sie Ihre Rolle als Wissenschaftler während der Pandemie erlebt?

Anfangs gab es auf der einen Seite die Wissenschaft und auf der anderen die Politik. Wir Wissenschaftler waren zunächst beratend tätig. Aber dann wurde das Virus politisch. Die Politik hat irgendwann angefangen, sich hinter wissenschaftlichen Aussagen zu verstecken. Sie hat sozusagen die Wissenschaft vorgehoben, als Argument für bestimmte Maßnahmen. Das war falsch. Wissenschaftler sollten nur beraten und keine politischen Entscheidungen treffen müssen. Ich habe erlebt, dass sehr viele Fragen an einen herangetragen wurden und wenn man einwandte: »Das ist aber nicht mein Fachgebiet – hier kenne ich mich nicht ausreichend aus«, wurde man trotzdem häufig dazu gedrängt, sich zu äußern. Wichtige Entscheidungen für bestimmte Maßnahmen oder Gegenmaßnahmen sollten aber meiner Meinung nach Politiker und gewählte Volksvertreter treffen. Schließlich leben wir in einer Demokratie und nicht in einer Expertokratie.

Gleichzeitig wurde aber auch immer wieder das Auftreten der Wissenschaft kritisiert.

Wie sollten Wissenschaftler daher künftig ihre Erkenntnisse übermitteln? Wie sieht eine gute wissenschaftliche Kommunikation aus?

Während der Coronapandemie wurden wissenschaftliche Ergebnisse und Erkenntnisse häufig als absolute Wahrheiten ausgegeben und so auch von vielen aufgefasst. Wissenschaft ist aber in den seltensten Fällen absolut und Studienergebnisse besitzen in den seltensten Fällen dauerhafte Gültigkeit. Gerade während der Pandemie, als alle unter zeitlichem Druck standen, waren viele Ergebnisse eher von vorläufiger Gültigkeit. Gute wissenschaftliche Kommunikation besteht meiner Meinung nach darin, genau die Einschränkungen offenzulegen. Sie sollte transparent sein und deutlich machen, was gesichert ist und was nicht. Und genauso gehört es dazu, zu sagen, wo die Grenzen der eigenen Expertise liegen, und davon abzusehen, die Politik zu beeinflussen. Aber auch der Wissenschaftsjournalismus spielt eine wichtige Rolle in der Einschätzung von Studien und da kam der abwägende Charakter manchmal zu kurz.

In einer so schwierigen Gemengelage haben diejenigen leichtes Spiel, die Fake News verbreiten. Wie können wir zukünftig verhindern, dass falsche Fakten den Diskurs bestimmen?

Wir brauchen vor allem Institutionen, denen die Bürgerinnen und Bürger vertrauen, und wir müssen anpassen, dass diese Institutionen deren Vertrauen nicht verspielen. Das gelingt ihnen nur, wenn sie eine gute wissenschaftliche Kommunikation aufrechterhalten und sich an ihren eigenen Standards messen lassen. So können sie aktiv auf Fake News reagieren und die Menschen können sich auf die Informationen von dort verlassen. Institutionen wie das RKI oder die Leopoldina haben leider während der Pandemie einen Teil ihres Vertrauens verspielt. Solche Institutionen sind keine Aktivisten. Die Entwicklung sehe ich als höchst problematisch an. Auch diese Situation muss rückblickend aufgearbeitet werden. Das kostet Energie und es bedeutet, dass Fehler eingestanden werden müssen. Doch nur so kann man Vertrauen zurückgewinnen.

Herzlichen Dank, Herr Streeck, für dieses Gespräch!

LESEPROBE

Zeit ist ein entscheidender Faktor bei der Bekämpfung einer Pandemie. Doch um schnellstmöglich die Kontrolle über das Virus zu gewinnen und Schaden von den Menschen abzuwehren, muss man wissen, mit welchem Gegner man es zu tun hat.

Die Coronapandemie stellte die globale Forschungsgemeinschaft vor eine Herausforderung historischen Ausmaßes. So schnell wie SARS-CoV-2 sich über die Welt ausbreitete, so schnell brauchte man Informationen über seine Eigenschaften, die Übertragungswege, die Krankheitsverläufe. Nie zuvor musste die Wissenschaft in derartigem Tempo Erkenntnisse über ein neuartiges Virus, die damit verbundene Krankheit und die Immunitätsentwicklung nach einer Infektion generieren. Gleichzeitig waren verlässliche Daten zur Wirksamkeit von Schutzmaßnahmen essenziell, die von der Politik in aller Eile ergriffen wurden. Aber selbst ein Jahr später standen viele Fragen immer noch im Raum. Wie gut wirkt der Impfstoff gegen eine Infektion? Wie lange bleibt der Impfschutz bestehen? Wie verändert sich das Virus weiter? Oder wie viele erkranken wirklich an Long-COVID?

Anstelle einer gebündelten wissenschaftlichen Kompetenz präsentierte sich die Forschungslandschaft in Deutschland als ein Archipel isolierter Inseln – von universitären Forschungszentren über spezialisierte Institute wie Leibniz, Helmholtz, Max Planck bis hin zu Fraunhofer –, die untereinander kaum vernetzt sind. Zwar gab es Versuche, die medizinische Forschung zu COVID-19 in Deutschland in einem Netzwerk, dem Netzwerk Universitätsmedizin (NUM) zusammenzuschließen, doch sie blieben hinter den Erwartungen zurück. Es fand keine Koordination der Forschung statt. Jeder kämpfte für sich. Das NUM wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) im Jahr 2020 mit fast einer Viertelmilliarde ausgestattet. Das von der Charité geleitete Programm entpuppte sich aber als ein schwerfälliger Apparat mit zu langen Entscheidungswegen und zu zögerlichen Ergebnissen.

An die Stelle koordinierter Informationsgewinnung und Informationsvermittlung trat die Einzelmeinung von Experten, die wie Pilze aus dem Boden schossen, begleitet von einer Explosion an Vorveröffentlichungen wissenschaftlicher Studien auf Preprint-Servern und eigenen Websites, die die anonyme Begutachtung im Rahmen des Peer-Review-Verfahrens nicht durchlaufen hatten. Die Notwendigkeit schneller Resultate hebelte das traditionelle Prüfverfahren der Wissenschaft aus; es war einfach zu langsam und zu sperrig. Forschungsergebnisse, die sonst Monate oder Jahre gebraucht hätten, um das Licht der Welt zu erblicken, waren nun innerhalb von Tagen oder Stunden für die gesamte Öffentlichkeit zugänglich.

Aber mit der Schnelligkeit kamen auch Fragen nach der Zuverlässigkeit und Validität dieser Informationen. Die neue Dynamik der Informationsverbreitung verlagerte die Debatte und die kritische Überprüfung in die öffentliche Sphäre. Die Kommentierung übernahmen andere prominente Wissenschaftler in ihren Podcasts, auf »X« (vormals Twitter), in Talkshows oder in koordinierten Stellungnahmen.

Virologen, Epidemiologen oder Mediziner – jeder äußerte sich zu allen möglichen Aspekten rund um die Pandemie, doch wer besaß eigentlich die erforderliche Autorität, um zu einem bestimmten Thema Auskunft zu geben? War jeder von ihnen automatisch Coronaexperte oder durfte sich nur derjenige so nennen, der seit Jahren an solchen Viren forschte? Eine oft gehörte, aber doch aktivistische Forderung von einigen wenigen Wissenschaftlern lautete, die Äußerungsmöglichkeit durch »Mandate« zu begrenzen, um so unliebsame Wissenschaftler besser aus der öffentlichen Debatte heraushalten zu können, was natürlich nicht geht. Wer aber hat die richtige Expertise in einer viralen Pandemie?

Die Antwort auf diese Frage ist mehr als komplex. Zieht man die Grenze eng, darf sich eben jener Experte, der sich mit dem genetischen Aufbau des

Virus befasst, bitte nicht zu Kindern, Immunantworten, Hygienemaßnahmen, Übertragungswegen oder Krankheitsverlauf äußern. Denn dafür – und das muss man deutlich benennen – ist dieser Wissenschaftler dann eindeutig kein Experte. Was war mit Experten für Hepatitis, HIV oder Emerging Viruses, die vielleicht nicht zu genau dem Virustyp geforscht, aber dafür Impfstoffe untersucht oder epidemiologische Studien gemacht und dadurch einen anderen Blick auf die Pandemie hatten?

Um eine Pandemie in ihrer ganzen Breite zu erfassen, braucht man die Kompetenz vieler unterschiedlicher Fachrichtungen, und so wurden auch die unterschiedlichsten Wissenschaften in die Debatte einbezogen. Dennoch entstand in der Öffentlichkeit der Eindruck, dass nur einige ausgewählte Wissenschaftler über die nötige Expertise verfügten, um sich zur Pandemie zu äußern. In der Art eines Tunnelblicks wurde zwischen »richtiger« und »falscher« Wissenschaft unterschieden und jeder Ausflug ins Land jenseits des Tellerrands erfolgte auch wieder nur in die Richtung, die kompatibel mit den eigenen Ansichten war. Dazu gehörte auch, dass bestimmte wissenschaftliche Studien vorzeitig gelobt wurden, während man andere, die vielleicht kritischer oder weniger konform waren, öffentlich in Frage stellte.

Der Wissenschaftsjournalismus spielte in vielen Fällen ebenso keine ausgewogene Rolle. Anstatt Erkenntnisse und Diskussionen gegenüberzustellen, wurde oft vorschnell gewertet. Dies kumulierte in Begriffen wie »false balance« oder »PLURV«, ein Kompositum, um vermeintliche Fehlinformation zu erkennen (Pseudoexperten, logische Trugschlüsse, unerfüllbare Erwartungen, Rosinenpickerei und Verschwörungstheorien). Nur stellten gerade diese Begriffe in der Pandemie einen Trugschluss dar, geht es dabei doch eigentlich um gezielte Leugnung des wissenschaftlichen Konsenses in einem bestimmten Feld. Wir hatten aber keine wissenschaftlichen Erkenntnisse, und daher wurde mit Scheinargumenten versucht, die notwendige wissenschaftliche Debatte abzuwürgen. Denn es handelte sich nicht um Diskussionen, ob es das Virus überhaupt gibt oder nicht oder ob eine Pandemie stattfindet – das wäre in der Tat eine

gezielte Leugnung eines wissenschaftlichen Konsenses gewesen –, sondern ging um eine in Nuancen andere Einschätzung des gleichen Sachverhalts, häufig gefärbt durch unterschiedliche Expertisen. Schließlich haben wir manchmal gemerkt, dass das, was die vermeintliche Mehrheitsmeinung ist, sich eben dann doch als falsch herausstellte.

Die selektive Anerkennung von Forschungsergebnissen ist ein direkter Widerspruch zu den Grundprinzipien wissenschaftlicher Integrität und Objektivität. Gerade in der Dynamik eines Pandemiegeschehens spielen sie aber eine wichtige Rolle, und ihre Abwertung führt zu einer Verunsicherung der Bevölkerung. Dabei ist es in einer solchen Krise wichtig, Unsicherheiten zu reduzieren und das Vertrauen in die Wissenschaft sicherzustellen. Gleichzeitig müssen Zusammenhänge in ihrer Komplexität richtig dargestellt werden. Aber das wurde zu wenig gemacht – auch nicht von den Wissenschaftsjournalisten. Nehmen wir die Bilder überfüllter Krematorien, die mitten in der Coronakrise durch die Medien gingen und bei den Menschen Panik auslösten. Richtig war: Es gab viele und zu viele Coronatote. Doch dass in einigen Landstrichen wie zum Beispiel in Sachsen unsere Krematorien zeitweise an ihrer Belastungsgrenze angelangt waren, lag auch daran, dass nicht wie üblich ein Großteil der Leichen in polnische Krematorien gebracht werden konnte, da die Grenzen geschlossen waren. Auch das gehört zur Wahrheit dazu. Vermeintliche Gewissheiten bedürfen immer der Einordnung, und Wissenschaft muss auch unter Handlungsdruck diese differenzierte Sicht gewährleisten.

Vor diesem Hintergrund sind auch Modellierungsstudien einzustufen, die am Computer mögliche Entwicklungen simulieren und teilweise eine große Klarheit suggerieren, obwohl sie weder die Komplexität einer Pandemie noch die Unsicherheiten in den Modellen ausreichend berücksichtigen können. Modelle sind eine gute Richtschnur, können aber keine präzisen Vorhersagen treffen. Man denke nur an den Wetterbericht. Mit im Mittel etwa 70 Prozent Treffsicherheit gelingt es den Meteorologen, das Wetter der nächsten Tage vorherzusagen. Aber wir alle kennen die Tage, für die uns doch am Abend zuvor Son-

ne versprochen wurde und die dann in strömendem Regen enden oder anstelle des angesagten Sturms uns nur mit einem lauen Lüftchen beglücken. Modelle haben beim Umgang mit der Coronapandemie eine wichtige Grundlage gestellt, doch um sie richtig einzuordnen, muss man ihre Fehlbarkeit anerkennen und wissen, was sie leisten können und was nicht. Wird auch nur ein Effekt zu stark bewertet und ein anderer bleibt unberücksichtigt, fällt das gesamte Modell wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

Worauf aber kann sich das Handeln in einer Pandemie dann überhaupt stützen? Nur eine offene Wissenschaft, die nicht von Expertenmeinungen als der vermeintlichen »Mehrheit« beurteilt wird, sondern in einem ständigen Austausch mit unterschiedlichen Positionen steht und bereit ist, einmal gewonnene Erkenntnisse immer wieder zu hinterfragen, kann der Politik als verantwortlicher Pandemiemanagerin hilfreich zur Seite stehen. Dabei muss immer wieder das große Ganze in den Blick genommen werden: Werden bestimmte Vorgehensweisen oder Maßnahmen empfohlen, muss auch gefragt werden, wer sie empfiehlt und auf welcher Basis. Handelt es sich beispielsweise um Vertreter einer Zero-COVID-Strategie müssen die Maßnahmen anders betrachtet werden, als wenn sie ein Epidemiologe wie der Schwede Anders Tegnell vorgebracht hat, der einen Weg zur Herdenimmunität der Bevölkerung verfolgte und dabei vor allem auf Freiwilligkeit und das Verantwortungsgefühl der Bevölkerung setzte.

In der Dynamik des Pandemiegeschehens wurden Wissenschaftler zu zentralen Akteuren, bisweilen Aktivisten, obwohl die Wissenschaft an sich wertfrei und vorbehaltlos arbeiten und wissenschaftliche Erkenntnisse frei von politischer Einflussnahme und ideologischer Beeinflussung bleiben sollten. Dennoch: Die Coronapandemie hat uns gelehrt, dass manch scharfe Trennung nur in der Theorie funktioniert und Wissenschaft in solch einer Krise auch politisch ist. Deshalb sind die ergriffenen oder unterlassenen Maßnahmen zur Eindämmung des Virus und Bewältigung der Krise auch in diesem Spannungsfeld zu betrachten.

Prof. Dr.
Hendrik Streeck

NACH- BEBEN

Die **Pandemie**,
ihre Folgen
und was wir
daraus lernen
können



26.
SEP
2024

HENDRIK STREECK
NACHBEBEN

Hardcover mit Schutzumschlag
224 Seiten
22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07307-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

90

JULIA FRIEDRICHS
CRAZY RICH





JULIA FRIEDRICHS

CRAZY RICH

**DIE GEHEIME
WELT DER
SUPERREICHEN**

INTERVIEW

Liebe Julia, in deinem letzten Buch hast du über die Working Class unseres Landes geschrieben, eine gesellschaftliche Gruppe, zu der viele von uns ja Bezug haben. Wie kam es dazu, dass du dich jetzt den Superreichen zuwendest?

Wir leben in einem Land, in dem vor allem die Ungleichheit der Vermögen sehr groß ist - auch im internationalen Vergleich. Das oberste Prozent der Bevölkerung hat ca. ein Drittel des Vermögens. Deutlicher ist die Ungleichheit noch bei Betriebsvermögen: Da liegen, Schätzungen der Uni Duisburg zufolge, 86 Prozent bei den reichsten 1,5 Prozent. Das heißt: Vermögen ballt sich in Deutschland bei einer kleinen Gruppe von Menschen. Rund viertausend Haushalte, das sind die hinter den Milliardärsvermögen, besitzen geschätzte 1,4 Billionen Euro, rund drei Mal so viel wie der gesamte Bundeshaushalt.

Was genau interessiert dich an den Reichsten der Reichen, und warum denkst du, dass wir mit ihnen beschäftigen sollen?

Es gibt ein paar Klischees über Superreiche, die durchaus zutreffen: Während man anderswo, zum Beispiel in den Golfstaaten oder den USA, mit seinem Reichtum prahlt, ist der deutsche Reichtum sehr viel diskreter, verborgener, nicht so offensichtlich. Nicht mal, wer die vermutlich reichste Familie des Landes ist, war öffentlich, weil die Familie erreicht hat, dass sie auf den Reichenlisten nicht auftaucht. Aber der Einfluss, der mit dem vielen Geld einhergeht, ist deshalb ja nicht geringer. Ich habe für mein Buch sehr lange und intensiv mit jemandem aus einer der reichsten Familien des Landes gesprochen. Er sagt offen: Natürlich zählen seine Bedürfnisse mehr als die normaler Bürger. Immer wieder würden ihm Treffen mit hochrangigen Politikern angeboten. Er müsse nur zuschlagen. Wenn er wollte, könnte er sein Geld in politische Macht umwandeln. Forscher sprechen davon, dass etwa ab einer Schwelle von 20 bis 30 Millionen das Budget erreicht ist, ab dem aus Vermögen Macht werden kann.

In unserem alltäglichen Leben ist es ja eher unwahrscheinlich, dass wir einem oder einer Superreichen begegnen. Wie ist es dir gelungen, Kontakt zu einigen von ihnen aufzunehmen?

Das ist sehr mühsam gewesen. Gemeinsam mit meinem Kollegen Jochen Breyer, mit dem ich eine ZDF-Dokumentation zum Thema gedreht habe, habe ich Brief um Brief geschrieben, versucht, Netzwerke in die Welt aufzubauen. Geholfen hat mir eine Kuriosität: Seit Kurzem gibt es in Deutschland geheime Gesprächskreise junger, eher kritischer Superreicher. Dort wurde mein Buch über Deutschlands Erben als Einstiegslektüre gelesen. Einige junge Reiche kannten mich also. Ansonsten braucht man vor allem Zeit und eine gewisse Nehmerqualität, was Absagen angeht.

Wer sind die Superreichen in Deutschland, aus welchem Milieu stammen sie?

Wenn man das so genau wüsste. Was fehlt, ist so etwas wie eine Soziologie der Superreichen. Großer Reichtum ist in Deutschland extrem schlecht erforscht. Auch bei Studien, auf denen »Reichtumsforschung« draufsteht, geht es, wenn man genau hinschaut, oft eher um den *millionaire next door*, Menschen, die ein, zwei Millionen haben. Das sind keine Superreichen. Es gibt inzwischen, zum Glück, Projekte, die das ändern wollen: am Max-Planck-Institut in Köln oder auch ein Forschungsprojekt der Volkswagenstiftung. Aber vieles steht noch am Anfang. Ein paar grundsätzliche Aussagen über Superreiche lassen sich natürlich treffen: Superreiche sind in der Mehrheit männlich. Sie sind fast immer Westdeutsche. Und nicht selten haben sie ihr Geld, zumindest in Teilen, geerbt.

Was unterscheidet Superreiche von »normal« Vermögenden – außer der Menge ihres Besitzes?

Es gibt zwei Schwellen, da man sagt, dass Vermögen tatsächlich einen großen Unterschied macht: Die erste liegt, je nach Zinslage, bei einem Vermögen von drei bis fünf Millionen Euro. Ab dieser Summe ist es möglich, allein aus dem Vermögen zu leben. Das heißt, die Erträge sind so hoch, dass keine Erwerbsarbeit mehr nötig wäre. Die allermeisten Vermögenden arbeiten trotzdem, aber es wäre für ein gutes Leben eben nicht mehr erforderlich.

Die zweite Schwelle hatte ich oben beschrieben. Sie liegt bei zwanzig oder dreißig Millionen Euro verfügbarem Vermögen. Ab dieser Größenordnung hängt an dem Geld, wenn man möchte, oft Einfluss.

Wie geht es einem, wenn man sich mit einem Menschen trifft, der problemlos das Viertel aufkaufen könnte, in dem man wohnt – macht das etwas mit einem?

Es ist sehr schwer vorstellbar. Immer wieder habe ich die Beträge, von denen ich wusste, umgerechnet. Eine Zahl mit wie vielen Nullen besitzt die Person, die da gerade vor mir auf dem Stuhl sitzt? Sehr großes Vermögen schafft ein Machtgefälle, eine Distanz. Konfrontiert mit seiner extremen Form, mit Hunderten Millionen von Euro, fällt es schwer, sich nicht unbedeutend zu fühlen, sich nicht devot zu verhalten. Ob man will oder nicht: Man ist aufgeregt, wenn man einen Milliardär auf dem Handy anruft. Und: Man denkt das Geld immer mit. Das hat mich selbst ein bisschen geärgert, dass ich auch bei den Superreichen, mit denen ich oft und lange gesprochen habe, das Geld nie so richtig ausblenden konnte. Das ist nicht ganz fair, weil auch Superreiche natürlich ein Recht darauf haben, als Persönlichkeit unabhängig von ihrem Vermögen wahrgenommen zu werden.

Gab es einen Superreichen, der dich besonders beeindruckt hat?

Fast alle meiner Gesprächspartner waren auf ihre

Art beeindruckend. Manche beeindruckend reflektiert, manche hatten sich beeindruckend wenig Gedanken darüber gemacht, ob mit dem vielen Geld auch eine Verpflichtung einhergeht. Denn eines ist ja wichtig: *Die Reichen* gibt es nicht, genauso wenig wie *die Armen*. Genauso großer Unfug wäre es, die einen als, wie es das Klischee vielleicht will, unsozial und herzlos zu beschreiben, und die anderen als faul und antriebslos. So simpel sind Menschen nicht gestrickt. Ich habe mit freundlichen und herrischen Reichen gesprochen, mit zurückhaltenden und selbstbewussten, mit reflektierten und solchen, die sich mit dem Lauf der Welt nicht sonderlich zu beschäftigen schienen. Manche hatten Yachten, andere nicht mal ein Auto. Manche wollten mit dem Geld vor allem unternehmerisch etwas bewegen, steckten es in immer wieder neue innovative Unternehmen, andere in exzessivem Ausmaß in Beton.

Was hat dich bei deiner Recherche am meisten überrascht?

Uff. Die ganze Recherche war ein Reigen an Überraschungen. Ich war ja in vielen Welten unterwegs, die nicht so ganz alltäglich sind. Ich war auf Konferenzen von »Steuergestaltern« und in Salzburg bei einem Bürgerrat, den die Nachfahrin des BASF-Gründers Engelhorn, Marlene, veranstaltet, um 25 Millionen ihres Vermögens an die Gesellschaft zurückzugeben. Ich war im China Club in Berlin, einem exklusiven »Vereinsheim« für Vermögende, wo allein die Aufnahmegebühr 10 000 Euro betragen soll. Und natürlich bei der Superjacht-Show in Monaco, wo man, wenn man *toy*, also »Spielzeug« sagt, gern Mini-U-Boote für private Tauchgänge im Millionensegment meint.

Vor allem aber habe ich über Stunden Gespräche geführt. Und die Aufnahmen dieser spannenden und selten zustande kommenden Gespräche dann zu Hause abzuhören, war bei jedem Hören eine neue Überraschung.

LESEPROBE

Auftakt

Seit ich mich mit Superreichen beschäftige, bin ich Abonnentin der *Boote exklusiv*, einer der Zeitschriften, die sich dem teuersten Produkt widmet, das momentan zu kaufen ist: Superjachten. Und eigentlich braucht es nicht viel mehr als das jährliche Sonderheft zu den zweihundert größten Motorjachten, um zu verstehen, dass der Reichtum einiger Menschen Dimensionen erreicht hat, die schwer fassbar sind. Da wird in einer großen Bildstrecke die *APHO* vorgestellt, die neue 118-Meter-Jacht der deutschen Werft Lürssen: ein wuchtiges weißes Schiff, vier Etagen hoch, vorne, auf Holzplanken das große H, Landeplatz für den Zubringerhubschrauber.

Ich lese: »Der 205 Quadratmeter große Wellnessbereich auf dem Unterdeck eignet sich perfekt als Startpunkt für eine Tour über die sechs Decks von *APHO*.« Man streift vorbei am Hamam, am Gym, »eines der größten, das je auf einer Jacht realisiert wurde«, entdeckt »auf der Backbordseite ein Kino mit zwölf Sitzplätzen« oder vielleicht einen der Pools mit Gegenströmungsanlage, dann, eine Finesse der Jacht, durchquert man den »gläsernen Gang durch den Maschinenraum«, gelangt nach oben, in den Konferenzraum, gekrönt von einem Kristalllüster, der über einer antiken und in Bronze gravierten Jamaikakarte hängt. Ein Schritt weiter der Salon mit selbstspielendem Steinway-Flügel, »Akzentmarmore« an den Wänden, genau wie in der 245 Quadratmeter großen Eignersuite mit Kingsize-Bett und schließlich das Herzstück: der Panoramasalon mit 180-Grad-Glas zum Blick auf die See.

Für 2,5 Millionen Euro die Woche lässt sich das Boot mieten – wobei die 37-köpfige Crew extra bezahlt werden muss. Genau wie die Tankfüllung. Einmal Volltanken meint bei der *APHO* rund 392 000 Liter und kostet eine gute halbe Million Euro.

Die *APHO* ist nicht die Einzige, die mich fasziniert. Über Wochen, nein, sind wir ehrlich: Monate tauche ich ab in die Welt der maximalen Dekadenz, die Welt der Luxusjachten.

Ich informiere mich über Kaufpreise: 50, 100, 300, 500 Millionen Euro. Und lese im *New Yorker*: »Im Moment ist die Gigajacht das teuerste Ding, das unsere Spezies besitzen kann.« 2019 habe ein Hedge-Fund-Milliardär die bis dato teuerste Immobilie des Landes gekauft: eine Wohnung über vier Etagen direkt am Central Park für 240 Millionen Dollar. Andy Warhols Porträt von Marilyn Monroe ging für 195 Millionen Dollar an einen unbekanntenen Reichen. In der Welt der Luxusjachten ordentliche, aber keinesfalls rekordverdächtige Budgets. Ich lerne, wie bei einem Trumpf-Quartett, Längen: Das Basismodell, die Superjacht, misst mindestens 30 Meter. Eine Kategorie darüber, die Megajacht: über 50. Und schließlich die Gigajacht: mehr als 75 Meter lang. Früher eine absolute Rarität, mittlerweile fast niedrig. Wer wirklich etwas auf sich hält, knackt die 100-Meter-Marke, lang wie ein schwimmendes Fußballfeld.

Ich schaue mir Videos von Charterfirmen an, die für das Familienleben auf der Jacht werben. So schöne Bilder! Die Kinder fahren Jetski und toben auf einem aufblasbaren Wasserpark herum. Der Personal Trainer fordert den Vater beim Kickboxen. Der Mutter werden im Spa der Rücken massiert und die Nägel gefeilt. Am Abend geht die Jacht vor Anker. Private Cooking am Beach, der Lobster liegt auf dem Grill, der Champagner steht im Kühlkübel bereit. Eltern und Kinder applaudieren dem Personal für all die Mühe. Als die Sonne sinkt, läuft ein Film im Bordkino. Es gibt Kracker mit Kaviar und im Bett einen menschgroßen Riesenteddy für den Junior. »*Follow me home*« singt eine Männerstimme immer wieder.

Ich sammle in einem Ordner Anekdoten über einzelne Boote. Die über die *Roma*, bei deren Ausstattung die Gattin des Eigners einen ganz besonderen Wunsch geäußert hatte: die Oberflächen der Möbel sollten mit Rochenhaut bezogen werden. Die Hersteller schwitzten, aber schafften es am Ende, die Möbel in Fischleder einzufassen. Als dann aber Gattin und Eigner zur Abnahme kamen, gefiel ihm ihr besonderer Deko-Clou so gar nicht. Der Rochen musste ab-, neues Leder aufgezogen werden.



LIEGT DAS SCHIFF VOR ANKER, SO LESE ICH, GEHÖRT ES ZU DEN AUF- GABEN DER CREW, IN EIN MEERJUNG- FRAUEN-KOSTÜM ZU SCHLÜPFEN UND ZUM AMÜSE- MENT DER GÄSTE VOR DEM FENS- TER VORBEIZU- SCHWIMMEN.



Über die *Savannah*, die ein ganz besonderes Feature hat. Das Fenster ihrer »Nemo-Lounge« liegt zum Teil unter Wasser. Liegt das Schiff vor Anker, so lese ich, gehört es zu den Aufgaben der Crew, in ein Meerjungfrauen-Kostüm zu schlüpfen und zum Amusement der Gäste vor dem Fenster vorbeizuschwimmen. Dazu schreibe ich Notizen über die zahllosen Beispiele für die Maßlosigkeit der Jachtbesitzer, die ich finde. Da sind die tausend weißen Rosen, die eine Oligarchen-Gattin eingeflogen haben wollte, die ihr dann aber doch nicht gefielen. Da ist der Jachtbesitzer, der das Reinigungsteam mit seinen zwei Hobbys in den Wahnsinn trieb: weiße Teppiche – und freilaufende Kaninchen. Die zahllosen Wünsche nach Sonderausstattungen: ein gläserner Grill für eine halbe Million. Ein Tennisplatz in Wettkampfgröße. Eine Dusche, aus der nach Bedarf nicht nur Wasser, sondern auch Champagner fließt. Ein Schneeraum an Bord, der steigenden Temperaturen wegen. Ein System, das Raketen orten kann, *just in case*.

Ich löse ein Pressticket für die größte Jachtshow der Welt Ende September in Monaco, wo ich endlich ein paar der Boote, über die ich so viel gelesen habe, von innen sehen werde (genau wie einige Highlights des Jahres, wie das U-Boot für die Privatexpedition der Firma U-Boat-Worxx).

Ich notiere schier unglaubliche Statistiken. Eine Luxusjacht zu betreiben ist wahnwitzig teuer. Vor allem, weil man das gute Stück ständig gegen die zerstörerische Kraft des Salzwassers verteidigen muss. Der Unterhalt kostet ein Zehntel des Anschaffungspreises pro Jahr, verschlingt also problemlos 10, 20, 30 Millionen Dollar. Es ist, wie Geld in den Ausguss zu kippen. Oder, wie es die *Financial Times* schreibt: als würde man zehn originale van Goghs besitzen, sich aber dazu entscheiden, diese auf dem Kopf zu balancieren, während man durch Wasser wadet.

Der Journalist Rupert Neade hat berechnet, dass man mit all dem Geld, das man braucht, um die sechstausend größten Superjachten nur ein Jahr instand zu halten, auch auf einen Schlag die Schulden aller Entwicklungsländer tilgen könnte. Macht man aber nicht.

Stattdessen spüren die Werften, dass der Club der Superreichen weltweit wächst. Sie können sich aller Millionenkosten zum Trotz vor Nachfrage nicht retten. Sie seien ausgebucht bis 2026, sagt mir ein deutscher Luxusjachtbauer. Selbst Stammkunden müssten sich mit einem ungewohnten Platz auf der Warteliste begnügen.

Über tausend neue Yachten wurden im vergangenen Jahr geordert. 25 Prozent mehr als im Jahr zuvor. Seit 1990 ist die Zahl der Gigajachten von zehn auf 170 angestiegen. Jede einzelne übrigens eine Dreckschleuder de luxe. Im Schnitt stößt jede Superjacht im Jahr 7020 Tonnen CO₂ aus. Menschen kommen im Schnitt auf fünf Tonnen pro Jahr. Eine einzige Luxusjacht bläst also so viel Treibhausgas in die Atmosphäre wie mehr als 1400 Menschen zusammen.

Je mehr ich lese, desto mehr überhöhe ich die Superjacht zur Super-Metapher. Zur Metapher für eine Ungleichheit, die jedes Maß verloren hat. Für eine Dekadenz, die an die Höfe des Sonnenkönigs erinnert. Für die Sinnlosigkeit der Ballung von immer mehr Millionen und Milliarden Euro auf den Konten



WÄHREND MILLIARDEN MENSCHEN UM IHR ÜBERLEBEN KÄMPFEN, DER PLANET IN EINER ÖKOLOGISCHEN KATASTROPHE VERSINKT, SEGELN DIE REICHSTEN DER WELT DAVON, GESCHÜTZT VON DER RAUEN SEE DES KAPITALIS- MUS.



derer, die ohnehin schon mehr als alles Wünschbare haben. Für die absolute Gleichgültigkeit angesichts der drohenden Klimaapokalypse. Ich sehe die *Roma* und die *Savannah* als Teil eines monumentalen Gemäldes, das von einer Epoche der Plutokratie, des Geldadels erzählt.

Ein Gemälde, angesichts dessen scharfe Schlussfolgerungen wie die der US-Autorin Nicole Aschoff allzu plausibel erscheinen, die schreibt: »Die Superjachten lehren uns vier Dinge über die Superreichen.« Sie leben in ihrer eigenen Welt. Sie stehen über den normalen Wirtschaftszyklen, scheren sich nicht um den Planeten. Und sie müssten erheblich mehr Steuern zahlen. »In den Superjachten materialisiert sich alles, was in unserem profitorientierten System schief läuft«, schreibt sie. »Während Milliarden Menschen um ihr Überleben kämpfen, der Planet in einer ökologischen

Katastrophe versinkt, segeln die Reichsten der Welt davon, geschützt von der rauen See des Kapitalismus.« Stopp. Schnitt. Aus. In diesem Moment gehe ich von Bord der vermeintlich alles erklärenden Metapher. Sie ist zwar verlockend, aber dann doch zu simpel. An Land zu stehen und gleichermaßen fasziniert wie verstört auf große Boote zu blicken, mag das Uferlose der Vermögenssummen einiger Menschen überdeutlich machen, mag einen Scheinwerfer auf ihre Exzesse werfen. Aber es ist gleichzeitig eine unlautere Abkürzung zu einem einfachen, einem klaren Urteil zu einem der wichtigsten, aber auch schwierigsten Probleme, vor denen wir stehen: Wie gehen wir damit um, dass sich extremste Vermögen in den Händen ganz weniger ballen? In Deutschland besitzen 2900 Superreiche (Menschen mit mehr als 100 Millionen Euro Vermögen) rund 20 Prozent des Finanzvermögens. Welches Ausmaß an Ungleichheit verträgt das Zusammenleben in einer Gemeinschaft, verträgt die Demokratie, in der zumindest theoretisch doch jede Stimme gleich viel wert sein muss? Und, eine Frage, die sich zum Glück immer mehr in den Vordergrund schiebt: Wie viel dürfen Einzelne für sich beanspruchen in einer Welt, in der die Ressourcen endlich sind – und in der jede Tonne CO₂, die verfahren und verfliegen wird, eigentlich woanders wieder eingespart werden muss? Müssen wir dem Reichtum Grenzen setzen? Aber wie, um Himmels willen, soll das nur funktionieren? Und wer würde diese Grenzen definieren? Wäre ein Motorboot in Ordnung, eine Superjacht eventuell, eine Gigajacht aber ein Grenzübertritt?

Menschen, die wie ich aus der Ferne auf Luxusjachten starren, werden sicher keine Antworten finden. (Außer reflexartige wie: Braucht doch kein Mensch! Wegnehmen, die dicken Boote! Wobei vermutlich viele – wie ich auch – gleichzeitig eine zweite, irritierende Stimme im Ohr haben würden, die säuselt: Cote d'Azur von der Wasserseite? Warum eigentlich nicht? Lobster am Beach? Gerne. Und danach Champagnerdusche? Schönes Finale!)

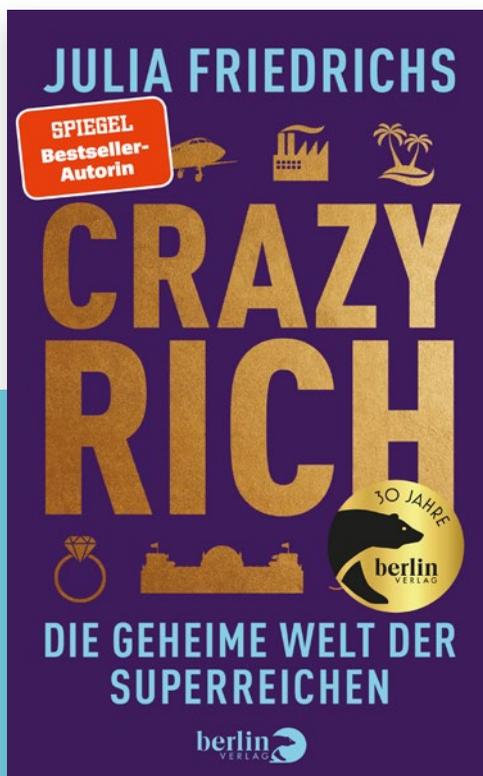
Ich glaube, dass vor dem Urteil immer das Verstehen kommen muss. Und deshalb habe ich mein *Boote exklusiv*-Abo schweren Herzens ruhen lassen und mich stattdessen über Listen mit den Namen der reichsten Menschen Deutschlands gebeugt. Ich habe Adressen aufgefandig gemacht und ihnen kistenweise persönliche

Briefe geschrieben. Denn ich will wissen: Was meinen eigentlich die Menschen, die sich Jachten kaufen (können), zu alldem? Deutschlands Superreiche?

Dies ist ein Buch über so viel Geld, wie es kaum zu begreifen ist. Der Reichtum der Menschen, mit denen ich sprach, beginnt bei Summen, deren Nullen ich in der Recherche zu Beginn immer aufschreiben musste, um nachzusehen, von welchem Betrag mein Gegenüber spricht, wenn er sagt, er sei acht-, neun-, zehn- oder elfstellig unterwegs. Dutzende Millionen Euro. Hunderte Millionen. Tausende Millionen, also Milliarden.

Ich hatte das Gefühl, in ein Schweigekartell einzudringen. Menschen mit so viel Geld sind es nicht gewohnt, sich den Fragen von Nichtbesitzenden zu stellen, leben sie doch in der Regel unter sich; zwischen sich und dem Rest der Welt einen Puffer aus Kommunikationsberatern, Family Officern und Familienanwälten. Es dauerte Monate. Aber am Ende klappte es. Ich konnte mit denen, die oft nur aus der Distanz beschrieben, bewundert oder verachtet werden, sprechen, konnte mit Reichen reden. Einer, in eine der reichsten Familien des Landes hineingeboren und Erbe eines Milliardenvermögens, traf sich mit mir über Monate zu intensiven Gesprächen – über alles.

Was denken sie, wenn sie Schlagzeilen lesen wie: »Wir können uns die Reichen nicht mehr leisten«? Wenn von einem neuen Geldadel, einer Herrschaft der Vermögenden die Rede ist? Trifft sie der Vorwurf, davonzusegeln, »geschützt von der rauen See des Kapitalismus«, während Mitmenschen »um ihr Überleben kämpfen« und der »Planet in einer ökologischen Katastrophe versinkt«? Oder fühlen sie sich zu Unrecht verantwortlich gemacht? Wie erleben sie die gewaltigen Abstände zur Mitte des Landes? Zu Krankenpflegern und Chefärztinnen, zu Kassierern und Lehrerinnen, zu Heizungsinstallateuren und Büroarbeiterinnen, zu den vielen, die sie beraten, bedienen, umhegen? Zu mir? Ist es fair, dass sie so viel mehr haben als wir alle, der Rest zusammen? Was bedeutet ihnen ihr Geld? Macht es sie glücklich? Frei? Mächtig? Oder einsam? Und schließlich die Frage, die mich am meisten umtreibt: Spürt man, wenn aus »viel« »zu viel« wird? Und wieso scheint es fast unmöglich, den Punkt zu finden, an dem man sagt: Danke, ich habe genug! Ich verzichte auf mehr?



29.
AUG
2024

JULIA FRIEDRICHS

CRAZY RICH

Hardcover mit Schutzumschlag

304 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-8270-1512-9

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

THOMAS SCHLESSER

MONAS AUGEN

Eine Reise zu den schönsten
Kunstwerken unserer Zeit

Und plötzlich ist alles anders: Als die zehnjährige Mona für eine Stunde ihr Augenlicht verliert, verweisen ihre Ärzte die besorgten Eltern an einen Kinderpsychiater. Monas Großvater Henry soll sie zu den Terminen begleiten, doch der hat eine andere, bessere Idee: In der Zeit, die seiner geliebten Enkelin bleibt, soll sie die ganze Schönheit der Welt in sich aufnehmen. Heimlich gehen die beiden in die großen Pariser Museen und betrachten dort Woche für Woche ein einziges Kunstwerk. Mit jedem Leonardo, jedem Monet und Kandinsky entdeckt Mona eine neue Weisheit – und dringt zum Grund ihres Leidens vor ...

»Monas Augen« hat Frankreich und die Welt im Sturm erobert: ein tief berührender, hoffnungsvoller Roman über die rettende Kraft der Kunst!



INTERVIEW

Eine Ihrer beiden Protagonisten ist Mona, ein zehnjähriges Mädchen. Wie würden Sie sie beschreiben?

Mona ist eine ideale Enkelin, wie man sie sich wünscht: neugierig, schelmisch, bescheiden, intelligent, lustig, stark und zerbrechlich zugleich. Ein geheimnisvolles Übel lastet auf ihr: Sie droht zu erblinden, und es ist diese Spannung zwischen den liebenswerten Eigenschaften, die sie verkörpert, und der Gefahr, die über ihr schwebt, die meinen Roman ausmacht.

Was verbindet Mona mit ihrem Großvater? Und was sieht er in ihr?

Die beiden begegnen einander auf Augenhöhe. Henry mag zwar der Großvater mit Autorität und Lebenserfahrung sein, sehr beeindruckend, ja sogar einschüchternd, aber Mona fühlt sich ihm trotzdem gewachsen. Sie bringt in ihm den Fantasten zum Vorschein, hält seine Jugend lebendig, seine Frische. Er ist ihr Held, aber auch ihr Doppelgänger.

Wie haben Sie die Kunstwerke ausgewählt, die Mona mit ihrem Großvater betrachtet?

Ich habe zunächst etwa 100 Kunstwerke aufgelistet, die von der Frühgeschichte über Ming-Vasen und Dutzende von Gemälden bis hin zu Filmsequenzen reichten und aus Museen auf der ganzen Welt stammten. Dann kam ich zu dem Schluss, dass ich eine Einheit der Zeit (ein Jahr) und des Ortes (Paris) brauchte, um die Tragik des Romans aufrechtzuerhalten und die Handlung nicht in einem Reisebericht zu verwässern. Daher die Fokussierung auf die drei Museen (Louvre, Musée d'Orsay, Centre Pompidou) mit den sich daraus ergebenden zeitlichen und räumlichen Beschränkungen. Die Auswahl trifft dann eher Henry als ich, sie entspricht ihm und seiner Persönlichkeit.

Wie haben Sie selbst die Kunst für sich entdeckt?

Meine erste ästhetische Erfahrung (und ich spreche nicht vom Spielen, sondern von Ästhetik) habe ich Mitte der Achtziger bei Videospiele auf einem Commodore 64, einem Atari 520 ST oder Amiga gemacht. Mein Interesse an der Malerei kam relativ spät: ein obligatorischer Besuch im Musée d'Orsay, als ich 18 Jahre alt war und bei dieser Gelegenheit eine (zunächst eher intellektuelle als sinnliche) Faszination für Gustave Courbet entwickelt habe. Anekdotenhalber sei erwähnt, dass ich selbst nie Kunstgeschichte studiert habe. Stattdessen belegte ich an der Universität Kurse in Literatur und Geschichte. Aber als ich 2002 mit meiner Doktorarbeit begann, wurde ich gebeten, Studienanfänger in Kunstgeschichte zu unterrichten. Ich habe mein Wissen also erworben, indem ich anderen etwas beigebracht habe ...

Welche Rolle kann der Kunst in so unruhigen Zeiten wie den unseren zukommen?

»In unserer Finsternis hat die Schönheit nicht *einen* Platz. Der ganze Platz ist für die Schönheit.« Über diesen Satz des französischen Dichters René Char lohnt es sich nachzudenken, den er schrieb, als er während des Zweiten Weltkriegs im Herzen des Maquis Widerstand leistete.

Warum haben Sie sich für die Romanform entschieden und nicht, sagen wir, für einen Essay oder eine Einführung in die Kunstgeschichte?

Ich habe viele Essays zur Kunstgeschichte geschrieben. Ich war Ausstellungskurator und habe Dutzende von Beiträgen für Kataloge, Kolloquien und wissenschaftliche Zeitschriften verfasst. Mein Roman ist dagegen für ein ausgesprochen breites Publikum bestimmt. Ein Initiationsroman und eine Einführung in das Leben durch die Kunst und die Kunstgeschichte, mehr noch als eine Einführung in die Kunstgeschichte.



IN UNSERER FINSTERHEIT HAT DIE SCHÖN- HEIT NICHT *EINEN* PLATZ. DER GANZE PLATZ IST FÜR DIE SCHÖNHEIT.

Es handelt sich um ein ganz anderes Projekt, das durch eine schmerzhaft persönliche Geschichte motiviert ist: die »Nicht-Geburt« eines Kindes. Mehr möchte ich, wenn Sie erlauben, darüber nicht sagen.

Wie erklären Sie sich den großen Erfolg Ihres Romans? Er steht immerhin gerade auf Platz 1 der französischen Bestsellerliste!

Zunächst einmal habe ich damit überhaupt nicht gerechnet. Dieses Buch ist unter Schmerzen entstanden: Sein Ursprung lag in einer persönlichen Prüfung, die Schreibearbeit war, über zehn Jahre hinweg, sehr langwierig, und bevor es die Begeisterung meines französischen Lektors, Nicolas de Cointet, und später des gesamten Teams von Albin Michel fand, war es von der Verlagswelt, gelinde gesagt, nicht gerade freundlich aufgenommen worden. Ich habe gar nicht, also wirklich ganz und gar nicht mit dem gerechnet, was nun passiert. Ich glaube, dass die Schönheit dieser einzigartigen Verbindung zwischen Enkelin und Großvater die Menschen berührt, genau wie die Liebe zur Kunst. Aber da müssen Sie sie selbst fragen!

4 GRÜNDE, »MONAS AUGEN« ZU LESEN

1 Weil es ein origineller Initiationsroman mit einer wunderbaren, berührenden Geschichte ist. Mit gerade einmal zehn Jahren droht Mona, ihr Augenlicht zu verlieren. Ihr Großvater gibt sich ein Jahr, um mit ihr die Welt der Schönheit und Kunst zu entdecken. Jeden Mittwoch gehen die beiden ins Louvre, ins Musée d'Orsay und ins Centre Pompidou, um sich dort von den schönsten Kunstwerken verzaubern, berühren und zum Nachdenken anregen zu lassen.

2 Weil dieser Roman die Kunstgeschichte für alle zugänglich macht. Neben der Geschichte über die Liebe zwischen Großvater und Enkelin und über das, was sie voneinander lernen, führt das Buch uns an 52 Meisterwerke heran. Thomas Schlessler beschreibt sie mit großer Genauigkeit und Finesse, flicht Anekdoten über den Künstler oder die Künstlerin ein, ihre Arbeitsweise und Technik.

3 Weil »Monas Augen« schon weit vor Erscheinen zu einem Ereignis in der Verlagswelt geworden ist. Der Roman, der in Frankreich die Bestsellerliste anführte, wird in 32 Sprachen übersetzt – und das, obwohl der Autor zuvor ein Unbekannter war. Thomas Schlessler ist Kunsthistoriker, er lehrt an der École Polytechnique in Paris und ist Direktor der Stiftung Hartung-Bergman in Antibes. »Monas Augen« ist sein erster Roman.

4 Weil das Buch parallel zur regulären französischen Ausgabe auch in Brailleschrift erschienen ist. Thomas Schlessler ist überzeugt, dass man Kunstwerke durch Worte zum Leben erwecken und erfahrbar machen kann. Auf seinen Wunsch hin wurde der Roman deswegen auch in Groß- und in Brailleschrift veröffentlicht.

LESEPROBE

Alles wurde dunkel. Wie Trauerkleidung. Dann hier und da ein Aufblitzen nach Art der Flecken, die die Sonne verursacht, wenn die Augen hinter geschlossenen Lidern vergeblich auf sie starren, so wie man die Faust ballt, um einen Schmerz oder ein Gefühl auszuhalten.

Natürlich hatte sie das völlig anders beschrieben. Im Mund einer unbefangenen, besorgten Zehnjährigen klingt die Verzweiflung knapp, ohne Schnörkel und Überschwang.

»Mama, alles ist dunkel!«

Mona hatte diese Worte mit erstickter Stimme hervorgebracht. Eine Klage? Ja, aber nicht nur. Ohne dass sie es wollte, hatte sich ein Anflug von Scham eingeschlichen, was ihre Mutter immer sofort ernst nahm. Wenn es etwas gab, das Mona nie vortäuschte, war es Scham. Kaum schlich sie sich in ein Wort, eine Haltung oder einen Tonfall, war die Situation wie verhext: Eine unangenehme Wahrheit hatte sich eingenistet.

»Mama, alles ist dunkel!«

Mona war blind.

Dafür schien es keinen Grund zu geben. Es war nichts Besonderes vorgefallen. An einer Ecke des Tisches, auf dem ihre Mutter einen saftigen Braten mit Knoblauch spickte, saß sie brav über ihren Matheaufgaben, einen Stift in der rechten Hand, ein Heft unter der linken. Mona zog gerade vorsichtig einen Anhänger von ihrem Hals, der sie störte, weil sie die schlechte Angelegenheit hatte, mit krummem Rücken zu schreiben, und er über ihrem Übungsblatt baumelte. Sie spürte, wie sich ein schwerer Schatten auf ihre Augen legte, als würden sie dafür bestraft, so blau, so groß und so klar zu sein. Der Schatten kam nicht von außen, so wie sonst, wenn es dunkel wird oder die Lichter in einem Theater erlöschen; der Schatten griff aus ihrem eigenen Körper, von innen heraus nach ihrem Augenlicht. In ihr hatte sich ein undurchdringlicher Nebelteppich ausgebreitet, der sie von den Vieleckchen in ihrem Schulheft trennte, dem braunen Holztisch, dem ein Stück weiter weg stehenden Braten, von ihrer Mutter mit der weißen Schürze, der gefliesten Küche, von ihrem Vater, der im Nebenzimmer saß, von der

Wohnung in Montreuil und dem gräulichen Herbsthimmel, der über den Straßen hing, von der ganzen Welt. Wie durch einen Zauber tauchte das Kind ins Dunkel ein.

Hektisch rief Monas Mutter den Hausarzt an. Sie beschrieb wirr die verschleierte Pupillen ihrer Tochter und ergänzte, weil der Arzt sie danach fragte, dass sie keine Sprachstörung oder Lähmungserscheinungen habe.

»Das sieht nach einer TIA aus«, sagte er, ohne sich weiter zu erklären.

Fürs Erste verordnete er eine hohe Dosis Aspirin und vor allem Monas sofortige Einweisung ins Hôpital de l'Hôtel-Dieu, wo er einen Kollegen anrufen wollte, damit sie sofort behandelt werden könne: Er sei ein hervorragender Kinderarzt, noch dazu ein ausgezeichnete Augenspezialist und nebenbei ein begabter Hypnotherapeut. Normalerweise, schloss er, werde die Blindheit nicht länger als zehn Minuten anhalten, dann legte er auf. Seit dem ersten Alarm war schon eine Viertelstunde vergangen.

Im Auto weinte Mona und hämmerte sich an die Schläfen. Ihre Mutter hielt ihre Ellbogen fest, hätte aber im Grunde ihres Herzens am liebsten auch gegen den runden, zerbrechlichen kleinen Kopf gehämmert, so wie man auf eine defekte Maschine einhämmert und vergeblich darauf hofft, dass sie wieder anspringt. Der Vater, am Steuer ihres klapprigen alten Volkswagens, wollte sich einen Reim auf die Krankheit machen, von der seine Tochter befallen war. Er war wütend, weil er meinte, in der Küche sei etwas vorgefallen, das man ihm verheimlichte. Immer wieder ging er die möglichen Ursachen durch – ein Dampfschwall, ein übler Sturz? Aber nein, Mona erklärte schon zum hundertsten Mal: »Das ist ganz von allein gekommen!«

Und der Vater glaubte ihr nicht: »Man wird doch nicht einfach so blind!«

Doch, man konnte auch »einfach so« erblinden, das war der beste Beweis dafür. Und heute war dieses *man* Mona, mit ihren zehn Jahren und ihren Tränen der Angst – Tränen, von denen sie sich an diesem Oktobersonntag, während es Abend wurde, vielleicht

erhoffte, dass sie den an ihren Pupillen klebenden Ruß wegwaschen würden. Kaum standen sie vor dem Krankenhaus, das sich direkt neben Notre-Dame auf der Île de la Cité befand, hörte sie unvermittelt zu schluchzen auf und erstarrte:

»Mama, Papa, es kommt wieder!«

Sie stand im kalten Wind auf der Straße und bewegte den Kopf vor und zurück, um ihrer zurückkehrenden Wahrnehmung auf die Sprünge zu helfen. Wie ein Rollo, das man hochzieht, hob sich der Schleier von ihren Augen. Endlich sah sie wieder Linien, die Konturen der Gesichter, die Umrisse der Gegenstände in ihrer Nähe, die Beschaffenheit der Gemäuer und sämtliche Farbabstufungen von hell bis dunkel. Das Mädchen erkannte die zarte Gestalt seiner Mutter wieder, ihren langen Schwanenhals und ihre schmächtigen Arme, dann auch die massigere Gestalt des Vaters. In der Ferne sah sie eine graue Taube auf-fliegen, was sie überglücklich machte. Die Blindheit hatte Mona gepackt und wieder losgelassen. Sie hatte sie durchbohrt, so wie eine Kugel die Haut durch-löchert und auf der anderen Seite des Körpers wie-der austritt, was natürlich wehtat, aber dem Körper dennoch die Möglichkeit ließ zu heilen. Ein Wunder, dachte ihr Vater, der genau nachrechnete, wie lange der Anfall gedauert hatte: dreiundsechzig Minuten.

In der Augenabteilung des Hôtel-Dieu wollte man die Kleine erst nach einer Reihe von Untersuchungen mit einer Diagnose und den entsprechenden Anordnungen wieder gehen lassen. Die Angst war aufgeschoben, aber nicht verflogen. Ein Pfleger schickte sie in einen Raum im ersten Stock, das Behandlungszimmer des vom Hausarzt informierten Kinderarztes. Doktor Van Orst hatte schütteres Haar, und sein weiter, blü-tenweißer Kittel hob sich leuchtend vom kränklichen Grün der Wände ab. Sein breites Lächeln, das fröh-liche kleine Falten in sein Gesicht grub, machte ihn sympathisch. Und doch war er Zeuge zahlreicher Tragödien geworden. Er trat auf sie zu.

»Wie alt bist du?«, fragte er mit einer vom Rauchen heiseren Stimme. (...)

*



**DOCH, MAN
KONNTE AUCH
»EINFACH SO«
ERBLINDEN, DAS
WAR DER BESTE
BEWEIS DAFÜR.
UND HEUTE WAR
DIESES MAN
MONA, MIT
IHREN ZEHN
JAHREN UND
IHREN TRÄNEN
DER ANGST.**

Während ein Pfleger Mona durch das Labyrinth des Krankenhauses begleitete, um diverse Test durchzu-führen, saß Doktor Van Orst in seinem riesigen Sessel und nannte Paul und Camille eine erste Diagnose:

»TIA, oder transitorische ischämische Attacke.«

Das bedeutete, dass die Organe vorübergehend nicht mehr durchblutet würden und man die Ursache für diese Störung finden müsse. Monas Fall, fuhr er fort, verunsichere ihn: Einerseits war die für ein Kind ihres Alters ausgesprochen seltene Attacke sehr hef-tig, weil beide Augen betroffen gewesen waren und er über eine Stunde gedauert hatte; andererseits hatte er ihre Bewegungs- und Sprachfähigkeit nicht be-einträchtigt. Das MRT würde sicher mehr ergeben.

Verlegen setzte er hinzu, sie müssten sich auf das Schlimmste gefasst machen.

Mona wurde auf einer Liege in eine schreckliche Maschine geschoben und musste alles brav über sich ergehen lassen, ohne sich zu rühren. Sie sollte die Kette mit ihrem Anhänger abnehmen, doch sie weigerte sich. Die winzige Muschel, die an einer dünnen Angelschnur hing, hatte ihrer Großmutter gehört und ihr immer Glück brachte. Sie hatte sie getragen, seit sie denken konnte, und ihr geliebter »Dadé« trug die gleiche Kette. Die beiden Glücksbringer verbanden sie miteinander, dachte sie, und sie wollte nicht, dass man sie ihrem Großvater entriss. Weil der Anhänger kein Metall enthielt, durfte sie ihn behalten. Dann wurde ihr Kopf, ihr von halblangen, kupferbraunen Haaren gerahmter Kopf mit dem runden Mund, in einen riesigen Kasten geschoben, in dem es hämmerte und brummte. Während der Viertelstunde, die diese Qual dauerte, sang Mona pausenlos vor sich hin, um diesem Sarg ein bisschen Zuversicht und Leben einzuflößen. Sie sang ein etwas harmloses Wiegenlied, das ihre Mutter früher beim Zubettgehen für sie gesummt hatte; sie sang einen Popsong, der im Supermarkt rauf und runter gespielt wurde und dessen Clip ihr mit all den Jungs und ihren gestylten Haaren gut gefiel; sie sang Ohrwürmer aus der Werbung, sang »Une souris verte« und dachte an den Tag, an dem sie den Text gebrüllt hatte, um ihren Vater rasend zu machen, allerdings ohne Erfolg.

Die Ergebnisse des MRT waren da. Doktor Van Orst ließ Camille und Paul kommen und beeilte sich, sie zu beruhigen. Es sei nichts zu sehen. Absolut gar nichts. Auf den Schnittbildern zeige die Anatomie des Gehirns nur homogene Bereiche. Kein Tumor also. Die ganze Nacht lang wurden weitere, endlose Untersuchungen durchgeführt: von der Pupillenweite über das Blut, die Knochen, die Muskeln und Arterien bis ins Innenohr. Wieder nichts. Die Ruhe nach dem Sturm. Ja, hatte es überhaupt einen Sturm gegeben? (...)

*

»Hallo, Papa, ich bin's.«

Es war Mittag, als Camille noch immer taub vom Schreck beschloss, ihren Vater anzurufen. Henry

Vuillemin weigerte sich, sein Handy zu benutzen, unerschütterlich antwortete er auf dem Festnetz mit einem trockenen »Ja«, das keinen Raum für Begeisterung ließ. Seine Tochter hasste dieses Ritual und trauerte jedes Mal den Zeiten nach, in denen ihre Mutter noch gelebt und den Hörer abgenommen hatte. Sie spulte die einzelnen Silben ab.

»Papa, ich muss es dir sagen: Gestern Abend ist etwas Furchtbares passiert.«

Sie erzählte alles der Reihe nach und versuchte dabei, ihre Gefühle im Griff zu behalten.

»Und jetzt?«, fragte Henry mit einem Anflug von Ungeduld.

Aber Camille hatte ihre Tränen beim Erzählen so unterdrückt, dass jetzt ein riesiger, erstickender Schluchzer aus ihrem Körper aufstieg: Sie war unfähig zu antworten.

»Liebes, und jetzt?«, drängte ihr Vater.

Das unerwartete »Liebes« gab ihr neue Energie, sie holte tief Luft und sagte: »Nichts! Vorerst nichts. Ich glaube, es geht ihr gut.«

Henry stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, legte den Kopf in den Nacken und betrachtete die fröhlichen Motive aus prallen Früchten, Laubwerk und Frühlingsblumen an seiner Stuckdecke.

»Kann ich sie kurz sprechen?«

Doch Mona hatte sich unter einer rotbraunen Decke in einen Wohnzimmersessel gekauert und war eingeschlafen.

Ovid beschreibt die Phase, in der das Bewusstsein in den Schlaf fällt, als Betreten einer riesigen Grotte, wo, träge hingegossen, der Schlafgott haust. Er stellte sich eine Höhle vor, die für Phöbus, den Herr über die Sonne, unzugänglich ist. Mona hatte von ihrem Großvater gelernt, dass es für den Menschen keine kostbarere Reise gab als diesen regelmäßigen Eintritt in die geheimnisvollen, veränderlichen Regionen des Schlafs. Und so galt es, sie nicht zu vernachlässigen.

*

In den darauffolgenden Tagen leitete Doktor Van Orst im Hôtel-Dieu weitere Untersuchungen in die Wege. Sie ergaben noch immer keine besondere Auffälligkeit. Die Erklärung für Monas dreiundsechzigminütige Blindheit stand weiterhin aus, sodass der

Arzt inzwischen von der Bezeichnung »Transitorische ischämische Attacke« absah, die eine ihm nicht mehr zwingend erscheinende Durchblutungsstörung des Gehirns voraussetzte. (...)

Van Orst verschrieb seiner jungen Patientin also eine herkömmliche medizinische Behandlung: wöchentliche Blut- und Arterienkontrollen, Termine beim Augenarzt und eine zehntägige Rekonvaleszenz. Er forderte Paul und Camille auf, »alle subjektiven Symptome« zu überwachen, was bedeutete, dass sie die Empfindungen ihrer Tochter sehr aufmerksam beobachten mussten. Außerdem schlug er ihnen vor, einen Kinderpsychiater aufzusuchen: »Eher als Alltagsprophylaxe, nicht als Therapeutik im engeren Sinn«, versicherte er ihnen.

Paul und Camille hörten ihm mit halbem Ohr zu, denn im Grunde beschäftigte sie nur eine Frage: Würde Mona irgendwann das Augenlicht verlieren? Seltsamerweise erwähnte Doktor Van Orst zu keinem Zeitpunkt das Risiko eines endgültigen Rückfalls, und trotz ihrer Panik vermieden die Eltern das Thema lieber. Sie sagten sich, dass es keinen Grund gab, das Thema zu erörtern, wenn der Arzt es nicht erwähnte.

Henry Vuillemin sprach seine Tochter direkt darauf an. Er war niemand, der Fragen aus dem Weg ging, auch wenn sie Abgründe eröffneten. Während er sich normalerweise mit dem Telefonieren zurückhielt, es sei denn, er wollte Mona sprechen, rief er in dieser Woche ständig an. Mit warmer, leidenschaftlicher Stimme setzte er Camille zu: Würde seine geliebte Enkelin, der Schatz seines Lebens, nun erblinden oder nicht? Henry bat nachdrücklich darum, Mona sehen zu dürfen, und Camille konnte es ihm nicht abschlagen. Sie bot ihm an, sie am kommenden Sonntag zu besuchen, genau eine Woche nach dem Blindheitsanfall. Paul, der schon ahnte, worauf das Gespräch hinauslief, fand sich damit ab und leerte quasi in einem Zug ein Glas herben Burgunder. Neben seinem Schwiegervater fühlte er sich immer ganz jämmerlich. Mona hingegen platzte vor Ungeduld, als sie von der Neuigkeit erfuhr.

Sie liebte diesen Großvater mit all seinen Lebensjahren und seiner Kraft. Und sie beobachtete gern, wie er alle, die ihm begegneten, mit seiner wuchtigen Gestalt und seiner schweren Brille mit dem fast quadratischen Gestell bezauberte. In seiner Gesellschaft

fühlte sie sich geborgen. Und beflügelt. Henry hatte immer Wert darauf gelegt, mit ihr wie mit einer Erwachsenen zu sprechen. Sie mochte diese Augenhöhe und genoss es. Nie hatte sie Angst, etwas nicht zu verstehen, und sie lachte über Irrtümer und Missverständnisse. Zugleich achtete sie auf ihre Sprache und fasste das Ganze als Spiel auf.

Henry wollte kein gelehrtes Äffchen aus ihr machen. Er wollte keine Karikatur eines Großvaters sein, der nur auf die Fehler der Jugend lauert, um sie in einem belehrenden Tonfall zu korrigieren. Das war nicht seine Art. Er hatte noch nie Hausaufgaben mit ihr gemacht und mischte sich auch in die Zeugnisse nicht ein. Außerdem mochte er Monas Ausdrucksweise. Ihre Redewendungen faszinierten ihn regelrecht. Warum, konnte er nicht genau sagen. Von jeher fesselte ihn etwas an ihrer Kindersprache. War es etwas, das sie beitrug, oder etwas, das ihr fehlte? Dieser Eindruck war umso irritierender, als er ihm schon lange vertraut war: Monas »Wortmusik« hatte seit jeher etwas Geheimnisvolles gehabt, das Henry durch stetiges Hinhören unbedingt ergründen wollte. (...)

*

Am Sonntag war Mona in guter Verfassung. Ihre Eltern hatten sich bemüht, die bleierne Novemberstimmung ein bisschen aufzuheitern. Um neunzehn Uhr klingelte es. Paul verzog den Mund und runzelte die Stirn. Camille drückte auf einen Knopf: »Papa?« Er war es, pünktlich auf die Minute. Nach dem ersten Sturm der Begeisterung erzählte Mona ihm ausführlich von dem dreiundsechzigminütigen Horrortrip und ihrem Leidensweg durch das Krankenhaus. Camille unterbrach sie nicht.

Während er Mona reden und reden hörte, musterte Henry mit klinischem Blick das Umfeld, in dem sie lebte. Selbst ihr Zimmer schien ihm trotz des ganzen Glitzerkrams ausnehmend trist: die Tapete mit den Blumengirlanden, die mit Pailletten besetzten Herzen und Tiere, die rosafarbenen oder braunen Plüschfiguren, die grotesken Poster mit den gerade mal der Pubertät entronnenen Stars, der Plastikschmuck, die Möbel, die wie bei Prinzessinnen aus Zeichentrickfilmen aussahen. All die grellen Farben nahmen ihm die Luft zum Atmen. In dem ganzen geschmacklosen



ER MOCHTE ES, DASS EIN GEMÄLDE, EINE SKULPTUR, EINE FOTOGRAFIE DEN SINN DES LEBENS ANFA- CHEN KONNTE.

Sammelsurium gab es nur zwei Dinge, die sich dem Schönen annäherten. Eine robuste amerikanische Industrielampe aus den Fünfzigern, die Paul irgendwo aufgetrieben, Mona geschenkt und an ihrem kleinen Sekretär befestigt hatte. Und dann, über dem Bett, ein gerahmtes Ausstellungsplakat, das ein Gemälde zeigt. Ein Schillern unendlich zarter, kühler Farben. Das Bild zeigte eine nackte Frau im Profil, die leicht nach vorn gebeugt auf einem mit einem weißen Stoff überzogenen Hocker saß und den linken Knöchel auf das rechte Knie gelegt hatte. In einer Ecke war zu lesen: »Musée d'Orsay Paris – Georges Seurat (1859-1891)«. Trotz dieser beiden Lichtblicke kam Henry zu der deprimierenden Erkenntnis, dass die Kindheit aus Bequemlichkeit oft von unwichtigen und hässlichen Dingen geprägt wurde. Und Mona stellte keine Ausnahme dar. Die Schönheit, die wahre künstlerische Schönheit, führte in ihrem Alltag nur ein Schattendasein. Das war völlig normal, sagte sich Henry: Die Verfeinerung des Geschmacks, die Ausbildung der Sensibilität würden sich später einstellen. Mit dem Unterschied – und dieser Gedanke schnürte ihm erneut die Luft ab –, dass Mona fast erblindet wäre und ihr, falls ihr Augenlicht in den kommenden Tagen, Wochen oder Monaten endgültig erlöschen würde, nur die Erinnerung an geschmacklose, banale Dinge bleiben würde. Ein ganzes Leben in Dunkelheit, bei dem sie mental mit dem Schlimmsten, was die Welt

hervorbrachte, zurechtkommen musste, ohne Ausflucht in Form von Erinnerungen? Das war unmöglich. Und erschreckend.

Zum großen Ärger seiner Tochter blieb Henry das gesamte Abendessen über schweigsam und unnahbar. Als Mona endlich ins Bett ging, drehte Camille mit entschlossener Miene Coltranes Saxofon lauter, das aus einer alten, verchromten Jukebox drang, um die Stimmen zu übertönen und sicherzugehen, dass ihre Tochter nichts hörte.

»Papa. Mona scheint ...«, sie zögerte mit ihrer Wortwahl, »das Vorgefallene bisher ... gut zu verdauen. Aber der Arzt rät zu einer Betreuung durch einen Kinderpsychiater. Das wird vielleicht komisch für sie sein, und ich dachte, vielleicht könntest du sie zu dem Termin fahren, damit sie beruhigt ist ...«

»Ein Psychiater? Soll der wirklich verhindern, dass sie blind wird?«

»Das ist hier doch nicht die Frage, Papa!«

»Ich glaube doch, zumindest solange ihr euch nicht traut, sie dem Arzt zu stellen! Doktor wie noch mal?«

»Er heißt Van Orst und ist sehr kompetent«, warf Paul ungeschickt ein, um sich an der Unterhaltung zu beteiligen.

»Papa, warte«, fuhr Camille fort. »Paul und ich werden alles unternehmen, damit Mona nichts geschieht, hörst du? Aber sie ist zehn, und wir können nicht einfach so tun, als wäre nichts gewesen. Der Arzt hält ihr psychisches Gleichgewicht für einen wichtigen Faktor. Ich frage dich also nur, ob du dich darum kümmern willst, weil ich weiß, dass Mona dir vertraut. Hörst du, Papa?«

Henry hörte sogar sehr gut. Doch in diesem Moment blitzte in seinem Kopf eine Idee auf, die er tunlichst für sich behielt. Er würde seine Enkelin nicht zu einem Kinderpsychiater bringen, nein ... Stattdessen würde er ihr eine andere Behandlung verordnen, eine Behandlung, die vermochte, alles Hässliche in ihrer Kindheit zu kompensieren.

Mona, die ihm ganz und gar vertraute, die ihm mehr Glauben schenkte als jedem anderen Erwachsenen, sollte ihn dorthin begleiten, wo das Schönste und Menschlichste auf der Welt aufbewahrt wird: ins Museum. Falls das Unglück wollte, dass Mona eines Tages für immer erblindete, könnte sie so wenigstens auf die visuellen Schätze in den Tiefen ihres Geistes zurückgreifen.

Ihr Großvater malte sich sein Vorhaben aus: Nach einem unveränderlichen Ritual würde er Mona einmal in der Woche bei der Hand nehmen und mit ihr ein Kunstwerk betrachten – ein einziges –, zunächst schweigend, damit seine Enkelin die grenzenlose Lust der Farben und Formen empfinden konnte, dann erklärend, damit sie das Stadium des visuellen Entzückens hinter sich lassen und verstehen konnte, wie die Künstler uns vom Leben erzählen und wie sie es beleuchten.

Für seine kleine Mona schwebte ihm etwas Besseres vor als die Medizin. Zuerst würden sie in den Louvre gehen, dann ins Musée d'Orsay und schließlich ins Centre Pompidou. An jenen Orten würde er Heilung für seine Enkelin finden. Henry zählte nicht zu jenen Kunstliebhabern, die sich, den Dingen des Alltags enthoben, mit dem Schimmer einer von Raffael gemalten Gestalt oder mit dem Rhythmus einer von Degas' Kohlestiften skizzierten Linie zufriedengaben. Er mochte die aufwühlende Kraft dieser Werke. Manchmal sagte er: »Kunst ist Pyrotechnik oder Wind.« Und er mochte es, dass ein Gemälde, eine Skulptur, eine Fotografie, als Ganzes oder in einem Detail, den Sinn des Lebens anfachen konnte. (...)

»Abgemacht«, sagte Henry mit strahlendem Lächeln, »ich nehme Mona jeden Mittwochnachmittag. Ab jetzt bin ich der Einzige, der sich um ihre psychologische Behandlung kümmert. Das wird unser gemeinsames Projekt sein, einverstanden?«

»Findest du denn jemand Gutes, Papa? Fragst du deine alten Freunde um Rat?«

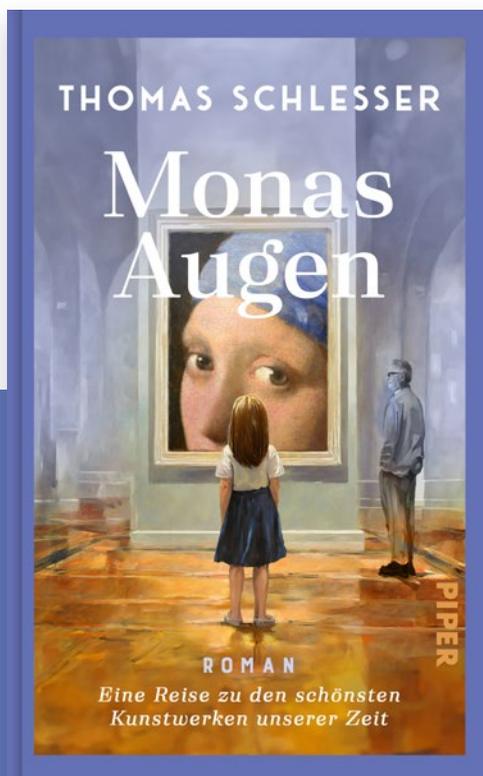
»Wenn ihr grundsätzlich einverstanden seid, kümmere ich mich darum. Unter der Bedingung, dass ihr nicht ständig nachfragt und euch einmischet.«

»Aber du suchst nicht wahllos irgendeinen Kinderpsychiater, ja? Du hörst dich schon um?«

»Vertraust du mir, Liebes?«

»Ja«, bekräftigte Paul energisch, um bei Camille alle Zweifel auszuräumen. »Mona bewundert und respektiert dich, und sie liebt dich wie sonst niemanden. Natürlich vertrauen wir dir.«

Camille hatte den entschlossenen Worten ihres Mannes nichts hinzuzufügen. Henry spürte, wie sein gesundes Auge feucht wurde. Coltranes Saxofon ließ die Wände beben. Mona schlief in ihrem Zimmer, behütet von Georges Seurat.



26.
SEP
2024

THOMAS SCHLESSER

MONAS AUGEN

Eine Reise zu den schönsten
Kunstwerken unserer Zeit

Aus dem Französischen von Nicola Denis

Hardcover

544 Seiten

26,00 € (D) 26,80 € (A)

ISBN 978-3-492-07296-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

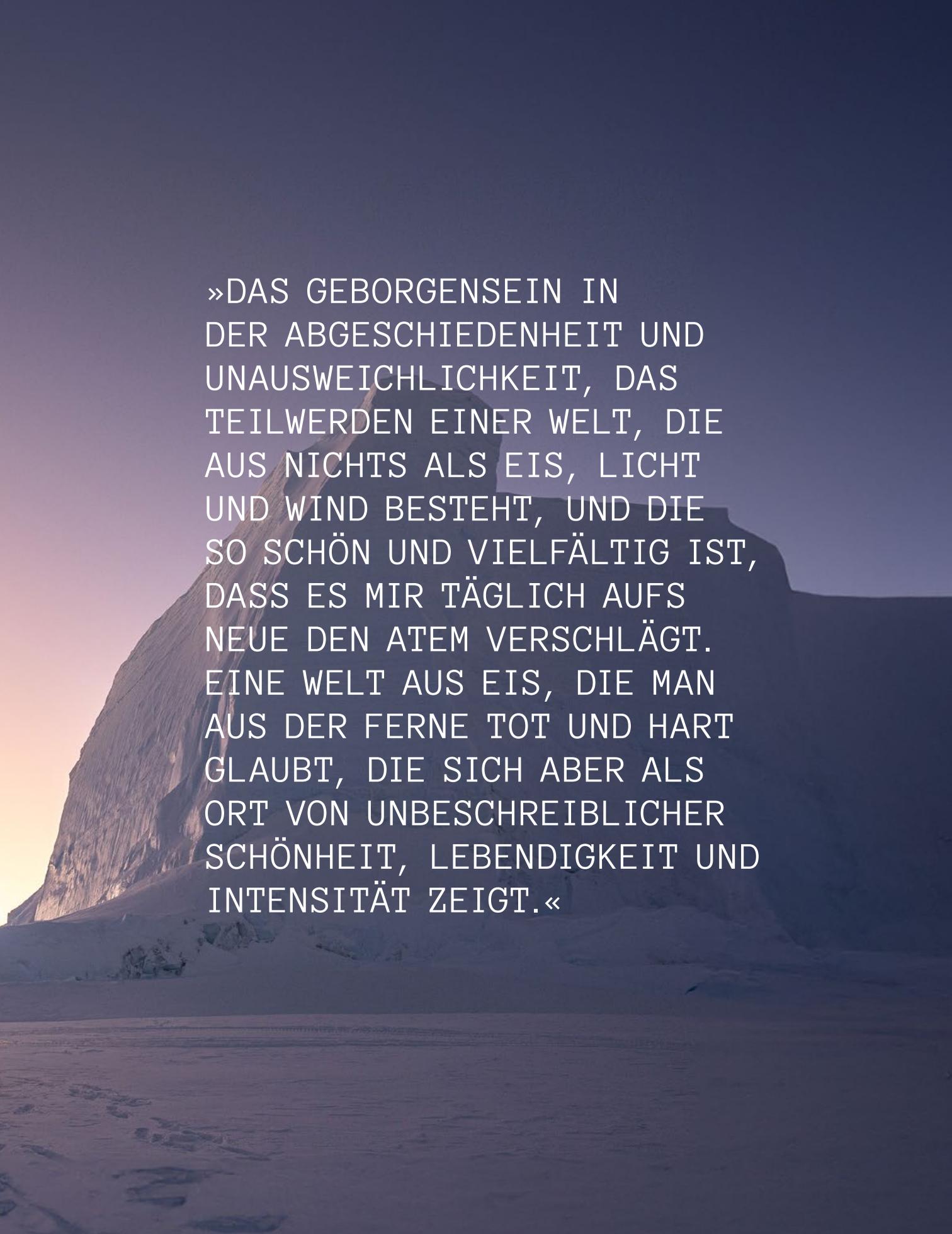
108

AURELIA HÖLZER
POLARSCHIMMER

AURELIA HÖLZER

POLAR SCHIM MER





»DAS GEBORGENSEIN IN
DER ABGESCHIEDENHEIT UND
UNAUSSWEICHLICHKEIT, DAS
TEILWERDEN EINER WELT, DIE
AUS NICHTS ALS EIS, LICHT
UND WIND BESTEHT, UND DIE
SO SCHÖN UND VIELFÄLTIG IST,
DASS ES MIR TÄGLICH AUFS
NEUE DEN ATEM VERSCHLÄGT.
EINE WELT AUS EIS, DIE MAN
AUS DER FERNE TOT UND HART
GLAUBT, DIE SICH ABER ALS
ORT VON UNBESCHREIBLICHER
SCHÖNHEIT, LEBENDIGKEIT UND
INTENSITÄT ZEIGT.«

LESEPROBE

Ankommen

Es ist so weit. Micha, Werner und ich stecken schon in den Überlebensanzügen, der fürsorgliche Hubschrauber-Techniker kontrolliert noch schnell, ob sie wasserdicht sitzen. Fest umarmen wir unsere Teamkameraden, die später nachkommen. Es ist eigenartig, nach all der gemeinsamen Zeit voneinander getrennt zu werden. Jetzt geht es Schlag auf Schlag: Gepäck hinten in den Hubschrauber hineinschmeißen, Helme aufsetzen, einsteigen, anschnallen und schon heben wir ab; schweben einen Moment lang neben dem Schiff, wo unsere Freunde an der Reling stehen und uns zum Abschied winken. Dann drehen wir ab, die »Polarstern« entschwindet. So viele gute Wünsche begleiten uns: Haltet die Ohren steif und bewahrt euch euer fröhliches Lachen, seid nett zueinander, zieht euch warm an, passt gut aufeinander auf und bleibt gesund, schön, dass ihr an Bord wart, ihr werdet uns fehlen. Bis in einem Jahr.

Wir fliegen zügig über offenes Wasser dahin. Kaum Eisschollen in Sicht. Micha, Werner und ich drücken uns die Nasen an den Scheiben platt. »Fliegen ist Ruhe und Spaß«, sagte der Chefpilot vor dem Abheben. Von Ruhe keine Spur, soviel steht fest, wir sind viel zu aufgeregt. Schließlich werden wir ausgeflogen zu unserem neuen Zuhause, werden ausgesetzt auf einem Kontinent, der im Grunde unbesiedelt ist, und den niemand von uns bisher betreten hat. Jetzt sehen wir in der Ferne das Schelfeis auftauchen, fliegen über einen zerborstenen Eisberg, der in atemberaubenden Formationen unter uns hindurchzieht, leuchtende Eisbrocken, türkisfarbene Canyons. »Isn't the world beautiful!«, sagt der Pilot durch. Das ist sie wirklich, die Welt: wunderschön.

Schon fliegen wir über die Schelfeiskante und sehen jetzt nur noch Eisfläche: kahl, flach, weiß, wohin man auch schaut. Und da hinten ist sie, die Neumayer-Station! Ein Stahlkasten auf Stelzen im endlosen weißen Nichts, drumherum Pistenbullys und Frachtcontainer. Sieht tatsächlich aus wie in den Dokus, fährt es mir durch den Kopf. Ruckzuck sind wir da, fliegen

KALBEN EINES EISBERGS

Abbruch von einem Stück Schelfeis. Der abgebrochene Eisblock schwimmt dann als Eisberg im Meer

MESSE

Speisesaal

MESSEMONITOR

Bildschirm, auf dem aktuelle Daten und Wetterprognosen zu lesen sind, sowie Ausfahrten ins Eis mit Zielort und geplanter Rückkehr angezeigt werden

SASTRUGI

Durch Wind entstandene Erhebungen und Vertiefungen im Schnee

SCHELFEIS

Eismassen, die vom Land aufs Meer hinausfließen, gleichsam einem schwimmenden Gletscher, der noch fest mit dem Land verbunden ist

SCHELFEISKANTE

Die Abbruchkante des Schelfeises; die Stelle, an der dieses endet und wie eine Klippe ins offene Meer abfällt

SKIDOO

Schneemobil, Motorschlitten

ÜWI

Auf der Neumayer-Station überwinterte Person

WINDCHILL

Real auf den Körper wirkende Kälte, kombiniert aus Lufttemperatur und Windgeschwindigkeit

einen Kreis um die Station herum, sehen unten kleine Menschlein stehen, die uns winken, und landen butterweich. Die Tür geht auf und nun heißt es, rausspringen und Gepäck ausladen – bei laufendem Hubschrauber. Der Heli-Techniker passt auf, dass in der Aufregung niemand in den Heckrotor läuft. Und da kommen sie schon durch den Schnee gestapft, uns entgegen, die Alt-Überwinternden in ihren roten Polaranzügen. Ihre Ablöse ist da. Wir sind die Neuen. Wir umarmen uns und sie packen gleich beim Gepäck mit an.

Vor der Station wurde zu unserem Empfang eine großzügige Eisbar gebaut, dort stehen freundlich-neugierige Menschen. Ich gehe herum, sage »Hallo«, »Ich bin Aurelia«, »Hallo, ich freu mich, dass wir endlich da sind, hallo«. Ich kann mir kaum einen Namen merken, gehe an die Bar, nippe an irgendwas, rede mit irgendwem. Im Grunde geht der Rest unter in völligem Überwältigtsein. Nach und nach kommen unsere Teamkameraden an. Hubschraubergeknatter, Kreis um die Station, Landung, Gepäck ausladen, Umarmungen. Schließlich sind wir alle neun angekommen und können es kaum glauben, dass wir tatsächlich hier sind. Was für ein Ort!

Um uns herum ist alles flach und weiß, strahlt aber eine Intensität aus, die ich so noch nie erlebt habe. Ich bin mir kaum sicher, ob das hier noch der Planet Erde sein kann, so fremd ist es, so gigantisch und seltsam. Beim Anblick dieser Eiseinöde muss ich mich innerlich zusammennehmen, muss diese Atmosphäre regelrecht auf Abstand halten. Das soll nun unser Zuhause sein? Fühlt sich mitnichten danach an, dieser technische Kasten im schreiend reinen, unbegreiflichen Nichts. Es ist so eigenartig und unwirklich schön, dass ich es nicht mal annähernd erfassen kann. Heimelig ist es jedenfalls nicht. Unser Koch Werner und ich fallen uns immer wieder fassungslos um den Hals. Wir sind da. Wie irre, wie unglaublich. Wie wahn-sinnig gut, dass wir uns beworben haben, dass wir den Mut hatten, unsere Hüte in den Ring zu werfen, beglückwünschen wir uns gegenseitig. Ist das krass hier!



AURELIA HÖLZER

Geboren 1978, wuchs im Südschwarzwald auf und studierte Medizin in Freiburg, Bordeaux und Trinidad. Sie wurde Chirurgin, spezialisierte sich auf Gefäßchirurgie und hatte schließlich am Universitätsklinikum Dresden die Position einer Oberärztin inne. Ihre Faszination für arktische Regionen entdeckte sie schon als Zwölfjährige nach der Lektüre von Christiane Ritters »Eine Frau erlebt die Polarnacht«. Als sie viele Jahre später ein Sabbatical in Alaska und Nordnorwegen machte, wurde die lange vernachlässigte Sehnsucht nicht gestillt, sondern angefacht, und die Stellenanzeige des Alfred-Wegener-Instituts kam gerade recht: »Arzt (Chirurgie) (m/w/d) gesucht für Überwinterung in der Antarktis«. Sofort machte sie eine Zusatzausbildung zur Notärztin und bewarb sich. Ihr alter Traum von den Polarregionen brach sich Bahn, jedoch in einer völlig unerwarteten Variante: der Antarktis und der Arbeit auf einer Forschungsstation.



»JETZT BIN ICH HIER,
IN DIESER ENDLOSEN
WEISSEN WEITE VON
SURREALER, INTENSIVER
SCHÖNHEIT. WILLKOM-
MEN AN NEUMAYER,
ANTARKTIKA.«

Ein Jahr lang
gemeinsam durch
dick und dünn: das
Überwinterungsteam
vor seinem Zuhause

Wir schauen uns wieder und wieder um. Einfach nicht zu fassen! Es fühlt sich an, als hätte jemand die Stopptaste der Welt gedrückt. Als hätte alles angehalten, vielleicht sogar aufgehört zu existieren – bis auf meine eigene kleine Existenz, die in diesem überwältigend präsenten Nichts weiter vor sich hin dudelt wie ein übriggebliebenes Radio, unpassend, fehl am Platz. Ich bin unfähig, alles einzuordnen, stehe neben mir, überfordert von diesem überwältigenden Ort, erschöpft auch von schlafarmen Nächten auf dem Schiff und einem Marathon emotionaler Abschiede. So gebe ich den Widerstand auf und nehme meinen seltsamen Zustand einfach hin.

Jetzt bin ich hier, in dieser endlosen weißen Weite von surrealer, intensiver Schönheit – vollgestellt mit Technik. Willkommen an Neumayer, Antarktika.

Ein Jahr liegt vor mir, an diesem unwirklichen, eigenartigen Ort. Eine Überwinterung in totaler Abgeschiedenheit ohne die Möglichkeit, zu evakuieren oder abzubrechen, alleine hiergelassen mit meinem Team.

Es erscheint mir jetzt unglaublich. Ich kenne Eis und Schnee und Einsamkeit, doch dies ist völlig anders. Bei aller Begeisterung fühlt es sich nicht an wie ein Platz, an dem man zu Hause sein kann, es mutet so fremd an, so außerirdisch. Trotz umfassender Vorbereitung trifft mich die Antarktis völlig unerwartet. Nie gefühlt, nie gesehen, alles unbegreiflich.

Der Himmel geht auf

Nach einem vier Wochen andauernden Sturm und einem Leben in brausender Schwärze und schneesturmblindem Milchigweiß reißt plötzlich der Himmel auf. Wir sehen wieder etwas, wenn wir aus dem Fenster schauen. Markus, der gerade von der Wetterbeobachtung hereinkommt, empfiehlt mir mit leuchtenden Augen, aufs Dach zu gehen: dort sei der Mond zu sehen! Schnell steige ich in den Polaranzug und trete aufs Dach hinaus. Vor mir erstreckt sich die

eisige Ebene, die mir nach dieser langen Zeit ohne jegliche Sicht wie ein neues Wunder erscheint. Silberig schimmernd liegt sie da, soweit das Auge reicht. Diese Unendlichkeit! Sie strahlt eine ergreifende Einsamkeit aus. Mir ist, als würde ich alles zum ersten Mal sehen, als wäre hier in dem wochenlangen Tosen, abgeschirmt von jedem menschlichen Blick, eine neue Welt erschaffen worden. Vorhang auf für eine neue Stille, eine frisch geborene Weite, einen nie gekannten überirdischen Mondglanz.

Ich mache es mir gemütlich und richte meinen Blick gen Südpol, in die entrückte Einsamkeit, da erscheint unvermittelt ein heller Strahl am Himmel, gestochen scharf, erst gelb, dann grün. Noch einer, und noch einer. Die Strahlen schnellen wie Pfeile durch den Himmel, verteilen sich als Schleier und fangen an zu tanzen. Mir kommen die Tränen, so unbegreiflich schön ist es. Als würde der Himmel aufreißen und man könnte die Götter tanzen sehen. Jetzt fährt eine helle Sternschnuppe langsam mitten durch die wogenden Polarlichter, während lautlos ein mondsilberner Schneesturmvogel über mir durch die Nacht gleitet. Sterben, bitte, jetzt! So viel Ehrfurcht, so viel Schönheit kann ein einzelnes Menschenherz nicht fassen.

Der Moment vergeht. Ich laufe schnell hinunter in die Lounge, die anderen und vor allem Micha holen. Er verbringt bei tiefsten Minusgraden halbe Nächte auf dem Dach, um Polarlichter zu fotografieren. Nach und nach kommen die anderen heraus, noch einmal bescheren die Lichter uns einen spektakulären Tanz, dann werden sie wieder schwach und milchig, die Alltagspolarlichter. Wir holen uns ein paar Stühle und machen es uns im Windschatten der Wetterballonhalle bequem. Abwechselnd schwatzen und schweigen wir, und schauen in diese silberne Welt, deren unbegreifliche Schönheit über tausende von Kilometern von keinem menschlichen Auge gesehen wird. Sie ist für sich. Ein ganzer riesiger Kontinent, menschenleer. Nur ein paar Handvoll Menschlein, isoliert festsetzend auf ihren Forschungsstationen, dürfen einen Blick darauf erhaschen, dürfen an einem winzigen Punkt vielleicht erahnen, welch einsame ungesehene Schönheit sich über diesen Erdteil erstreckt. Ich bleibe noch lange draußen, es ist einfach zu schön, um hinzugehen.

Auf dem Meereis

Nun steht die erste Meereismessung an. Das ist für uns eine große Sache. Die Messungen auf der zugefrorenen Atka-Bucht sind legendär und berüchtigt, alle haben Respekt davor. Erst in der kältesten, dunkelsten Jahreszeit steht die erste Meereisfahrt an und man ist unter Umständen zehn, zwölf Stunden unterwegs, weit entfernt von der Station auf dem eisbedeckten Meer. Zehn Kilometer sind es bis zur Rampe, die zum Meereis hinunterführt, 25 Kilometer über die Bucht und alles wieder zurück. Dazwischen heißt es an jedem Messpunkt abladen, graben, bohren, messen, protokollieren, wieder aufladen. Und alles bei Kälte und fast durchgehender Finsternis. Da eisbedingt noch nicht die ganze Bucht zum Befahren freigegeben ist, soll es diesmal nur zum ersten Messpunkt »Atka 03« gehen, also drei Kilometer auf die Atka-Bucht hinaus. Die kurze Tour ist perfekt für uns Meereis-Neulinge, so können wir uns ohne Zeitdruck einarbeiten.



Der Himmel tanzt –
Aurora Australis in
der Polarnacht



Heftige Stürme
gehören zum
antarktischen Alltag.

Zahlreiche dramatische Legenden haben wir über diese Exkursionen gehört. Angeblich kippte einmal ein ÜWI mit seinem Skidoo an einem Sastrugi um, kam unter dem Fahrzeug zu liegen und konnte seine Kollegen nicht anfunken, da der Funkgerät-Akku sich kältebedingt geleert hatte. Er musste zusehen, wie die anderen in der Dunkelheit verschwanden – bis sie sein Fehlen bemerkten, zurückfuhren und ihn fanden. Andere Erzählungen handeln von durchgefrorenen ÜWIs, die, zurück an der Station, vom Skidoo gezerrt und ins Haus getragen werden mussten, weil sie nur noch zitterten. Was auch an diesen Geschichten dran sein mag – einer meiner Vorgänger erzählte mir persönlich, dass die Meereisfahrten ihn an seine Grenzen geführt hätten. Viele berichten das – aber auch, dass es das Schönste ist, was man hier erleben kann.

Bei den Meereismessungen untersuchen wir genau genommen das Festeis. So nennt sich jene Form von Meereis, welches an Ufern oder an der Schelfeiskante festgefroren ist, und nicht in Form von Schollen oder Packeis auf dem offenen Meer treibt. Das Festeis hat eine stabilisierende Funktion für die Schelfeise und trägt dazu bei, dass diese später kalben, und länger erhalten bleiben.

Seine Oberfläche bildet zudem einen einzigartigen Brutort für Kaiserpinguine. Auch die Weddellrobben gebären und säugen hier ihre Jungen, denn im Gegensatz zu Eisschollen auf dem offenen Meer bietet die große geschlossene Eisfläche in der Bucht optimalen Schutz vor Fressfeinden wie Orcas und Seeleoparden. Das Meereis in seiner Gesamtheit – Festeis wie Schollen auf dem offenen Meer – ist eine außerordentlich wichtige physikalische Grenzschicht zwischen Atmosphäre und Ozean, die Sonnenlicht und Wärme reflektiert und daher kühlend auf unser Klima wirkt. Seine Verringerung auf den Polarmeeren ist ein starker Indikator für den Klimawandel.

Ferner spielt das Meereis eine wichtige biologische Rolle im marinen Ökosystem der Antarktis. Sein Vorkommen ist essenziell für Mikroorganismen und Pflanzenplankton, die am Anfang einer riesigen Nahrungskette stehen: Sie ernähren kleine Meerestiere wie den Krill, von dem direkt oder indirekt die Nahrung von Fischen, Vögeln, Robben und Walen abhängt.

(...)

Verantwortlich für die Meereismessung ist an Neumayer derzeit der Meteorologe, in unserem Fall Markus, aber die Durchführung ist Teamsache. Man darf ja nicht alleine rausfahren und zudem gibt es Arbeit für vier. Hannes, Micha und ich werden die erste Meereisfahrt daher mitmachen. Die Vorbereitung ist aufwändig und umfangreich. Bereits Tage vorher bespricht Markus mit uns Inhalte, Abläufe, Equipment, Wärmemanagement und Kommunikation. Wir testen Thermometer, Schwerelote und meterlange Eisbohrer und entwerfen Warmhaltesysteme für Bohrer-Akkus und Ersatzfunkgeräte, sodass sie sich in der Kälte nicht entladen. Damit die Werkzeuge bei dem Gerumpel über das unebene Eis nicht leiden, statten wir die Schlittenanhänger mit gepolsterten Materialkisten aus. Micha führt bei drei Skidoos eine komplette Wartung durch und packt für den Fall einer Panne Kühlwasser, Motoröl, Sprit und Skidoowerkzeuge ein. Drei Skidoos reichen für uns vier, dabei soll der Hintersitzende des mittleren Skidoos den Schlusslicht-Skidoo auf dem Schirm behalten – wir möchten damit

ausschließen, dass wir erst am nächsten Messpunkt merken, wenn jemand gestürzt ist und möglicherweise unter dem Skidoo liegt. Auch Markus' Vertretung als Meteorologe während der Meereismessung ist geregelt, Katrin wird die Wetterbeobachtungen übernehmen und Alicia den Wetterballonstart, beide wurden seit längerer Zeit zu diesem Zweck eingearbeitet.

Beim Mittagessen am Vortag werden Wetten abgeschlossen, wie dick das Eis in der Bucht ist. »30 Zentimeter«, werfe ich in den Raum. »Waaas?«, tönt Micha, »dann mach ich mir aber in die Hose, das trägt mich nie!« Die Wetten werden an die Tafel neben der Essensdurchreiche geschrieben, von meinen 30 Zentimetern bis zu Michas eineinhalb Metern ist alles dabei.

Am Morgen der ersten Meereismessung treffen wir vier uns um 7 Uhr in der Messe – müde, aufgeregte Gestalten in Skiunterwäsche. Es ist für uns alle die erste Fahrt auf die zugefrorene Atka-Bucht und die erste Meereismessung. Werner ist längst auf den Beinen, hat Kaffee gekocht und zieht gerade frischgebackene Croissants aus dem Ofen. »S'wird zapfig kalt heut, ich würd' mir 'nen Schlüpper mehr anziehen«, sagt er zur Begrüßung. Recht hat er, der Messemonitor zeigt -43 Grad Windchill. Ich nehme gleich zwei Croissants, heute können wir jede Kalorie brauchen.

**» VORHANG AUF FÜR
EINE NEUE STILLE,
EINE FRISCH GEBORENE
WEITE, EINEN NIE
GEKANNTEN ÜBERIRDI-
SCHEN MONDGLANZ.«**

Bohren, messen,
protokollieren:
Eisforschung auf der
zugefrorenen Bucht



Wir checken nochmal den Wind – leichter Südwestwind – und das neueste Satellitenbild: Ein kilometerlanger Eisberg hat sich aus dem Eis im Nordosten der Bucht verabschiedet und zieht nördlich der Bucht vorbei Richtung Nordanleger. Ich rufe kurz beim Alfred-Wegener-Institut in Bremerhaven an, ob wir bei leichtem Südwind trotz des losgelösten Eisbergs fahren können. Bei starkem Südwind bestünde rein theoretisch die Gefahr, dass das Eis, falls es in Schollen aufbricht, aus der Bucht aufs Meer hinausgetrieben wird. »Keine Sorge, ihr könnt fahren«, ist die Antwort. Das deckt sich auch mit meiner und Markus' Einschätzung. Trotzdem bin ich froh um die Möglichkeit, Rücksprache zu halten, ich verantworte das Ganze ja zum ersten Mal. »Better safe than sailing the Southern Ocean on an Eisscholle« lautet die Devise. (...)

Erst als der Wind ein wenig abflaut, kommen wir los. Es ist bereits mittlerer Vormittag. Obwohl wir am Vorabend alles bereitgelegt haben, dauert das Anziehen der multiplen Schichten von Kleidungsstücken, Buffs, Mützen, Socken, Fell-Innenschuhen, Stiefeln und dergleichen eine Viertelstunde. Schlagartig ist mir unerträglich heiß in dem ganzen Zeug, ich glühe regelrecht. Ab in die Garage, bevor ich mich nassschwitze, da ist es wenigstens kalt. Wie Presswürste

» WIR HALTEN NOCHMAL FÜR EINEN LETZTEN CHECK. ALLE DAUMEN HOCH, LOS GEHT'S.«

Der Skidoo mit der Nummer Sieben und dem roten Kreuz vorn drauf ist das Gefährt der Ärztin oder des Arzts.

sehen wir aus, können uns kaum bücken, um die Stiefel zu schnüren. Die Schlitten sind schon seit gestern fertig beladen, die Werkzeuge verzurrt, jetzt laufen die Skidoos in der Tiefgarage warm. Karsten hat für diese Zeit die U2-Brandmeldeanlage für uns ausgeschaltet. Wir sind aufgeregt, das merkt man. Einer vergisst fast, in der Garderobe eine Hose anzuziehen, der nächste lässt erst Daunenjacke, dann Funkgerät liegen und muss zweimal wieder hochlaufen, der dritte fällt im Dunklen über die Skidookufen und schlägt der Länge nach hin. Endlich sind wir fertig. Markus hat einen verdammt guten Draht zum Wettergott: perfektes Wetterfenster und beinahe Windstille.

Wir fahren die Rampe hoch und aus der Garage hinaus in eine dramatische späte Morgendämmerung. Erstes Tageslicht leuchtet flammend über dem nördlichen Horizont. Wir halten nochmal für einen letzten Check. Alle Daumen hoch, los geht's. Markus fährt voraus, ich lenke den mittleren Skidoo mit Hannes hinten drauf, der Micha auf dem hintersten Skidoo auf dem Schirm behält. Wir fahren in den stillen, eisklaren Morgen hinein zügig die zehn Kilometer bis zur Meereisrampe. Dann fahren wir diese hinunter und sind zum ersten Mal auf der zugefrorenen Bucht unterwegs. Wow. Der besseren Übersicht halber fahren wir langsam und im Stehen, folgen dem GPS und unserer Orientierung nach Nordosten.

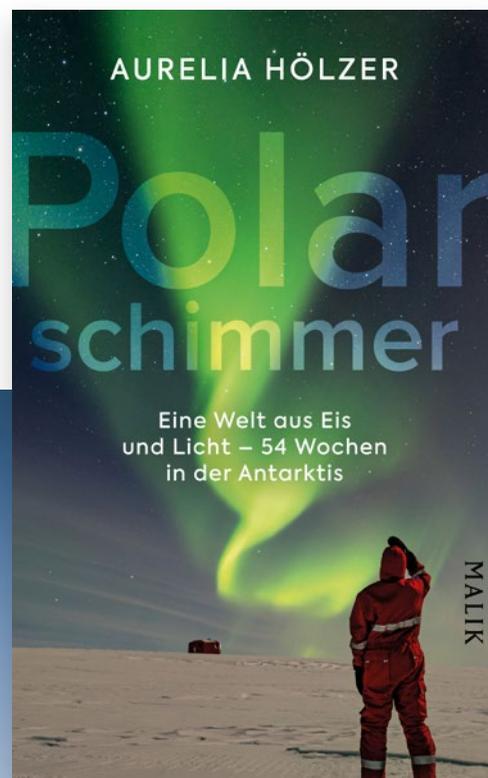
Das Meereis und seine Schneeauflage sind hier glatt wie ein Babypopo, bequemer zu fahren als jede Trasse.



Nachdem wir ihn erst misstrauisch beäugt haben, und ihn dann für harmlos befinden, fahren wir quer über einen Spalt im Eis hinweg. So macht man das eben als bald schon routinierte Messcrew. Recht schnell sind wir am definierten Messpunkt, finden die genauen Koordinaten und markieren den Punkt mit einer Flagge, damit wir ihn für Folgemessungen in den nächsten Monaten leicht wiederfinden. Drumherum werden in alle Himmelsrichtungen vier Löcher in den Schnee gegraben, das darunterliegende Meereis aufgebohrt und die Messungen durchgeführt. Währenddessen zeigt sich ein epischer Sonnenaufgang hinter den Eisbergen. Die Sonne kommt haarscharf über den Horizont und schickt noch einmal ihre überwältigenden Strahlen in unsere Welt. (...) Unsere Wette gewinnt Alicia: das Meereis ist achtzig Zentimeter dick. (...)

Wenige Tage später bauen wir auch von der anderen Trasse, die etwas südlicher zur Atka-Bucht führt, eine Rampe vom Schelfeis hinunter auf die zugefrorene Bucht. Wir sind nun gefühlte Profis im Rampenbau, alles läuft routiniert: anseilen, explorieren, Spalt aufhacken, Rampe bauen, testweise drüberfahren. Diese sogenannte Pingi-Rampe ist, man ahnt es, nicht weit von dem Gebiet der Kaiserpinguinkolonie entfernt. Jetzt können wir auf dem Meereis die Pinguine besuchen! Natürlich darf man die Kolonie nicht stören, das läge uns sowieso absolut fern, aber man darf in die Nähe gehen und die Pinguine beobachten. Es gibt genaue Vorschriften vom Umweltbundesamt, wie nah man herangehen darf. Wer die Antarktis betreten möchte, muss zuvor eine Art Umweltführerschein für dieses Ökosystem machen, damit jeder weiß, wie man sich angemessen verhält.

Heute beim Rampenbau gibt es Besuch von Pinguinen. Sie sind neugierig und überhaupt nicht scheu. Manche kommen zu uns, schauen uns regelrecht an und rufen, nehmen Kontakt auf. Zurzeit ist Partnersuche. Werner und Micha glauben, ich hätte ein paar Heiratsanträge bekommen. Wir radebrechen zurück, so gut wir können: »Raaaaa«. Wer weiß, vielleicht haben wir einen der Heiratsanträge angenommen. Ansonsten sitzen wir still und imitieren ab und zu die Bewegungen der Pinguine. »Ein bisschen flattern und mit dem Kopf nicken, das mögen sie!«, behauptet Micha hinterher in großer Runde beim Abendessen.



26.
SEP
2024

AURELIA HÖLZER
POLARSCHIMMER

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Antje Boetius

Hardcover mit Schutzumschlag
304 Seiten

Mit 32 Seiten Farbbildteil
und einer farbigen Karte
20,00 € (D) 20,60 € (A)
ISBN 978-3-89029-591-6

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



STEPHAN ORTH

COUCHSURFING IN DER UKRAINE

Bestsellerautor Stephan Orth (»Couchsurfing im Iran«, »Couchsurfing in Russland«, »Couchsurfing in China«, »Couchsurfing in Saudi-Arabien«) hat den Krieg Russlands gegen die Ukraine von Anbeginn intensiv miterlebt, nicht nur über die offizielle Berichterstattung,



SURFING UKRAINE

sondern vor allem auf persönlicher Ebene. Wie geht es den Menschen, die in der Ukraine geliebt sind? Wie sieht ihr Alltag aus? Und was hat das alles mit uns zu tun? Mit diesen Fragen reist Orth nach Kyjiw und Odesa, nach Charkiw und in die Karpaten, wohnt bei Einheimischen, lauscht ihren Geschichten und gewinnt Einblicke in einen Alltag im Ausnahmezustand.

INTERVIEW

»Couchsurfing in der Ukraine« – das klingt während eines Krieges nach einer etwas seltsamen Art von Abenteuer. Ist das nicht pietätlos in der aktuellen Situation?

Ich hatte tatsächlich große Zweifel, ob das der richtige Ansatz ist. Dann habe ich ein paar Ukrainerinnen und Ukrainer gefragt, was sie davon halten, und war überrascht: Alle meinten, ich solle das machen, das wäre doch interessant. Es sei schließlich niemand gezwungen, mich einzuladen. Dann ergaben sich auf der Reise Begegnungen, die ich niemals vergessen werde.

Wieso hast Du Dich entschieden, ausgerechnet in der Ukraine zu reisen?

Gerade jetzt, wenn viele Leute ein bisschen »ukraine-müde« sind und sich lieber anderen Themen widmen als dem russischen Angriffskrieg, ist es wichtig zu zeigen, wie die Situation vor Ort ist. Das ist der schrecklichste Krieg in Europa seit achtzig Jahren, und er betrifft uns alle. Ein Buch mit einem etwas anderen Blickwinkel kann helfen, dafür zusätzliche Aufmerksamkeit zu wecken. Wenn man die globalen Auswirkungen und die Bedrohung auch für das restliche Europa betrachtet, gibt es momentan kaum ein Thema, das relevanter wäre. Mein wichtigster Grund für Reisen nach Kyjiw war jedoch persönlicher Natur: Ausgerechnet in den Wochen um den russischen Angriff 2022 habe ich mich in eine Ukrainerin verliebt. Sie ist wundervoll, nur das Timing hätten wir besser hinkriegen können.

Kann man in der Ukraine momentan überhaupt reisen/couchsurfen?

Es gilt eine Reisewarnung des Auswärtigen Amtes, aber man kann einreisen und fast alle nicht-okkupierten Städte besuchen. Nur in Frontnähe sind manche Orte natürlich schwer zugänglich, manche gar nicht besuchbar oder nur mit Journalisten-Akkreditierung. Ich war überrascht, wie viele Gastgeber ich fand, die mir eine Couch angeboten haben.

Warum denkst Du, haben Deine Gastgeber zugesagt?

Ich habe ihnen einen Deal vorgeschlagen: Ihr ladet mich ein, und dafür erzähle ich eure Geschichte. Viele Ukrainer haben das Gefühl, im Ausland missverstanden zu werden, weil so viele Falschinformationen kursieren. Manchmal war ich als »Traveller« auch eine willkommene Abwechslung vom täglichen Kriegssinn, manchmal war ich Psychologe. Natürlich habe ich mir auf dieser Reise noch mehr Mühe als sonst gegeben, ein guter Gast zu sein.

Gab es Situationen, in denen Du Angst hattest?

Selbstverständlich, immer wieder. Bei jedem Raketenalarm, bei jeder Detonation, die ich zu hören bekam. Bei Saporischschja hatte mein Auto in Frontnähe einen Motorschaden, in Kostjantyniwka übernachtete ich in einem Haus, das der Eigentümer in eine Festung verwandelt hatte – zwanzig Kilometer von Bachmut entfernt, nachts ratterten die Panzer direkt davor vorbei. Man ist ständig nervös, weil jederzeit der nächste Alarm losgehen könnte, mit der Zeit hört man Phantom-Sirenen. Viele Ukrainer haben Herz- und Kreislaufprobleme wegen des Dauerstresses in der Kriegssituation.

Gab es auch Situationen, in denen Du vergessen hast, dass Du Dich in einem Land im Krieg befandest?

Nein, das vergisst man nicht so leicht, der Krieg ist dauerpräsent. Aber es gab zwischendurch immer mal wieder ein paar Stunden, in denen die Gesprächsthemen nichts mit dem Krieg zu tun hatten, das war erholsam für alle Beteiligten. Und natürlich geht in den Städten auch das normale Leben weiter, man geht georgisch essen und trinkt einen Wein in der Bar. Menschen können nicht 24 Stunden und sieben Tage die Woche Angst haben.

≡ MENSCHEN KÖNNEN NICHT 24 STUNDEN UND SIEBEN TAGE DIE WOCHE ANGST HABEN.



Vor sieben Jahren hast du das Buch »Couchsurfing in Russland« veröffentlicht, in dem du die Regierung heftig kritisierst, aber die Menschen im Land mit viel Wohlwollen beschreibst. Wie hat die Erinnerung an diese Reise deine jetzigen Erlebnisse beeinflusst?

Ich habe Russland damals als hochinteressanten und facettenreichen Vielvölkerstaat kennengelernt, mit sehr herzlichen Menschen. Umso schwerer zu fassen ist für mich, welchen Weg dieses Land gegangen ist. Aus Gesprächen mit einigen meiner Gastgeber von damals weiß ich aus erster Hand: Es ist nicht nur Putins Krieg, viele Menschen wollen diesen Imperialismus, viele bekommen aus ihren Propagandamedien ein vollkommen unzutreffendes Bild vom »Westen«, von der Ukraine und vom Krieg. Und leider sind Themen aus der russischen Staatspropaganda auch bei uns sehr präsent.

Was macht die Ukraine und ihre Menschen so besonders?

Ein unfassbarer Durchhalte- und Lebenswillen. Die Menschen wollen sich nicht unterkriegen lassen, auch Zivilisten helfen als Freiwillige mit oder durch Spendenaktionen. Spätestens seit den Majdan-Demonstrationen 2013/2014 sieht man: Diese Leute lassen sich Ungerechtigkeiten nicht bieten und wollen selbst

dafür kämpfen, ein besseres, freieres Leben zu führen. Wenn dieser schreckliche Krieg vorbei ist, wird hoffentlich wieder die Schönheit des Landes in den Vordergrund rücken. Tourismus kann dann der Wirtschaft helfen, und da gibt es viel zu entdecken: Berglandschaften in den Karpaten, Burgen in Kamjanez-Podilskyj, die Küste vor Odesa ...

Was hat Dich besonders berührt?

Immer wieder die Geschichten der Menschen. Beeindruckt hat mich eine 85-jährige Frau, die ihre Wohnung durch einen Raketeneinschlag verloren hat und seit sechzehn Monaten in einem Keller in Lyman lebt. Sie hat das positivste Wesen, das man sich vorstellen kann, sagte immer wieder: »Es wird schon alles gut werden.«

Was willst Du Deinen Leser:innen mitgeben?

Einen Einblick, wie sich die Situation vor Ort tatsächlich anfühlt. Wir bekommen reichlich News, jedes Ukraine-Thema wurde beleuchtet – und dennoch herrscht einige Verwirrung, auch durch Falschinformationen, und die meisten haben keine Vorstellung, wie es sich wirklich anfühlt, jetzt in dem Land zu sein. Der Krieg ist zehnmal schlimmer, als wir uns das aus Medienberichten vorstellen können, und gleichzeitig gibt es zehnmal mehr Normalität. Wie das gleichzeitig möglich sein kann, das versuche ich zu beschreiben.

LESEPROBE

Saporischschja – Hilfsmission mit Hindernissen

Am Morgen laden Polina und ich das Auto voll mit Medikamenten, Kleidungsstücken und Decken. Wir haben deutsche Heringskonserven aus einem Spendenpaket dabei und zwei Paletten Energydrinks der Marke »Non Stop – Military Edition«.

Bei Fahrten an die Front gibt es zwei Philosophien, was die Fahrzeugwahl angeht:

a) Man versucht, ein möglichst robustes und modernes Auto zu nehmen, idealerweise mit Panzerung, Off-road-Fähigkeiten und Allradantrieb, um für jede Situation gewappnet zu sein.

b) Man wählt ein geländeperprobtes Gefährt von einem Hersteller, der für Zuverlässigkeit und lange Lebensdauer steht – aber ein altes Modell, das nicht teuer ist, sodass ein Totalverlust nicht allzu dramatisch wäre.

Unsere Variante ist leider:

c) Ein rostiger Daewoo Lanos mit eigenartigen Motorgeräuschen und mehr als fünfzig Einschusslöchern

in der Karosserie, die notdürftig mit Gaffa Tape überklebt wurden.

Ich habe kein gutes Gefühl bei der Sache, das Risiko ist zu hoch. Aber wenn ich jetzt aussteige, erhalten die Leute im Dorf ihre Hilfsgüter nicht. Polina kann nicht selbst fahren, sie hat keinen Führerschein. Außerdem hat sie schon die ganze Bürokratie erledigt, damit wir durch die Checkpoints kommen. Vielleicht muss man manchmal schlicht mit dem arbeiten, was zur Verfügung steht. Und vielleicht ist das eine Lehre für Gegner von Materiallieferungen an die Ukraine: Wenn der Westen nichts herbringt, machen die Ukrainer trotzdem weiter. Nur mit erheblich schlechterem Material und mehr Risiko. Polina versichert, viele Soldaten zu kennen, die uns rausbringen könnten, falls, wie gestern, ein Reifen platzt.

»Bei unseren medizinischen Evakuierungsfahrten haben wir auch ein Problem. Bislang hatten wir einen hübschen Ford Transit, aber den braucht das Militär an der Front, und wir kriegen dafür eine schäbige Buchanka«, berichtet sie, als wir mit dem voll beladenen Auto losrollen. *Buchanka* heißt »Kastenbrot« und bezeichnet



Was für ein Engagement: Freiwillige Helfer bereiten in der Region Donezk jeden Tag Hunderte Mahlzeiten für Soldaten zu.



Freude über
Gastgeschenke: Iryna,
85, empfing den Autor
in Lyman, einer hart
umkämpften Stadt
im Osten der Ukraine.
Ihre Wohnung wurde
von einer Rakete
zerstört.

einen Allrad-Kleinbus des russischen Herstellers UAZ, der Spitzname kommt von seiner eckigen Form. Unser Ziel Stepnohirsk liegt dreißig Kilometer südlich von Saporischschja, vier Kilometer von der Frontlinie entfernt. Vor dem Krieg hatte die Kleinstadt etwa 4000 Einwohner, nun sind die meisten geflohen und nur noch ein paar Hundert geblieben. Polina ist dort mit einer Lehrerin in Kontakt, die uns an ihrer Schule erwartet. Kurz anhalten, Sachen reinbringen, zwei Fotos machen, dann wieder rausfahren, so lautet der Plan. Die Lehrerin schreibt ihr auf Telegram, das Gerücht über den Angriff mit Phosphorbomben stimmt nicht, es habe am Vortag nur Artilleriebeschuss gegeben.

Während wir durch die Stadt fahren, diskutieren wir, was im Notfall zu tun ist. »Wir haben nur einen Helm und eine Weste. Die kriegst du, weil der Fahrer wichtiger ist – du kannst uns zum Krankenhaus bringen. Ich trage sowieso fast nie den Helm. Bitte blockiere nie den Weg für Militärfahrzeuge, die haben immer Vorfahrt. Wenn wir nah an der Front sind, schnallen

wir uns nicht mehr an, falls wir schnell aus dem Auto springen müssen. Und zu Fuß bleiben wir immer auf asphaltierten Wegen, wegen der Minengefahr.« Polina legt zwei Tourniquets auf das Handschuhfach, als wäre es die alltäglichste Sache der Welt, zwei Tourniquets auf das Handschuhfach zu legen.

Die Luftalarm-Sirenen von Saporischschja gehen los. Mir fällt auf, dass mein Handy-GPS nicht richtig funktioniert, die Karte zeigt unsere Position etwa zwei Kilometer weiter nördlich an. »Daran merkt man, dass Störtechnologie eingesetzt wird – von den Russen oder von uns. Damit die Raketen der anderen weniger zielgenau treffen«, erklärt Polina. Wir kurven im Slalom durch Betonklötze zu einem Checkpoint außerhalb der Stadt. Mürrische Soldaten mustern unsere Pässe und unsere Sondererlaubnis, wir dürfen passieren. Nun müssen wir noch zu einer versteckten Kommandozentrale, »für die Filtration«, sagt sie. Die genaue Position hat sie vergessen, keine Schilder weisen darauf hin. Also fahren wir erst mal ein paar Kilometer zu weit und



Haltestelle ohne Bus: Die Ukraine erlebt ein nationales Trauma. Orth reiste für mehrere Monate durch das Land, um über den Alltag im Krieg zu berichten.

müssen wieder umdrehen, bis wir die richtige Stelle finden. »Filtration« klingt unangenehm und bedeutet penible Überprüfungen. Polina muss einmal pro Woche ihre Handydaten herzeigen, um zu beweisen, nicht mit Russen in Kontakt zu sein.

Sie geht mit unseren Ausweisen rein und kommt nach zehn Minuten zurück, alles in Ordnung. Bald fahren wir zwischen grünen Baumreihen und üppigen Feldern auf der schnurgeraden Fernstraße M18, die Mittagssonne strahlt uns ins Gesicht. Auf einem Verkehrsschild steht mit Sprühfarbe: »Es wird kein Referendum geben, es wird ein Gericht geben in Den Haag«. Zweimal kracht es rechts vor uns, Artillerie, aber »das sind unsere, alles gut«. Ständig überholen uns Pick-ups, Tanklaster und SUVs in Tarnfarben. Erfreut nehme ich zur Kenntnis, auch zwei oder drei heruntergerockte Schiguli-Kleinwagen zu sehen, wir sind also nicht die Einzigen mit zweifelhaftem TÜV-Status. Polina sieht sogar einen Vorteil in unserer Schrottkarre: »Ich sammle Spenden aus Deutschland,



ES WIRD KEIN REFERENDUM GEBEN, ES WIRD EIN GERICHT GEBEN IN DEN HAAG.





Park in Charkiw: Noch vor ein paar Monaten hatte hier die Armee ihr Lager aufgeschlagen, nun werden Geländespiele für Kinder angeboten.

zusammen mit einer Organisation in Unna. Die sind fantastisch, aber sie wollen immer Fotos von der Übergabe, die möglichst dramatisch aussehen, weil sie dann mehr Spenden kriegen.«

»Sollte diesmal klappen.«

»Einmal haben sie sich beschwert, dass die Dorfkin- der gute Turnschuhe anhatten. Was denken die, wie wir hier rumlaufen?« Sie ist unendlich dankbar für jede Hilfe, kann sich aber auch ausgiebig über Spenden- Fails echauffieren. Einmal kamen dreißig Babytöpf- chen in einem Dorf an, die dort niemand brauchte, ein andermal gelblich verfärbte Mullbinden aus den Sieb- zigerjahren (nein, nicht aus Unna, Unna macht das gut). Plötzlich geht der Motor aus, das Auto rollt und wird langsamer. Draußen erneute Detonationen. »Das sind unsere«, sagt Polina. Ich muss halten, den Warnblin- ker anstellen, und versuche, den Motor neu zu starten. Er stottert, springt aber nicht an. Dreimal, fünfmal, siebenmal. Wir sind zwanzig Kilometer von der Front entfernt. Pause, dem Wagen gut zureden, wieder ein paar Versuche. Nichts. So war das nicht geplant. Wir stehen in Reichweite der feindlichen Artillerie am Straßenrand, kommen weder vor noch zurück, und ich könnte spontan 200 Orte aufzählen, an denen ich lieber eine Panne hätte.

»Auf der Straße hier gab es mal einen russischen An- griff, als viele Autos in beide Richtungen im Stau standen. Vierzig Tote«, berichtet sie.

Die einzigen Geräusche sind unser Warnblinker und ein paar zwitschernde Vögel. Dann kracht es, wieder eine Detonation. »Unsere«, sagt Polina.



01.
AUG
2024

STEPHAN ORTH
COUCHSURFING IN DER UKRAINE

Klappenbroschur

256 Seiten

18,00 € (D) 18,50 € (A)

ISBN 978-3-89029-594-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



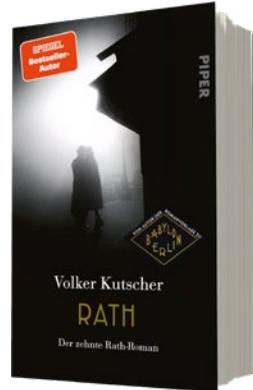
BONNIE GARMUS

EINE FRAGE DER CHEMIE

24.10.2024

17,00 € (D) 17,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06700-3



VOLKER KUTSCHER

RATH

24.10.2024

26,00 € (D) 26,80 € (A)

ISBN 978-3-492-07410-0



GUILLAUME MUSSO

DAS MÄDCHEN UND DER VERRAT

27.06.2024

18,00 € (D) 18,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06377-7



REINHOLD MESSNER

GEGENWIND

29.08.2024

25,00 € (D) 25,70 € (A)

ISBN 978-3-89029-595-4



JO CALLAGHAN

DIE SCHULD DES VERGESSENS

26.09.2024

17,00 € (D) 17,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06335-7



JAN BECKER

WOW – DIE MAGIE DES STAUNENS

29.08.2024

17,00 € (D) 17,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06061-5



JOËL DICKER

DIE AFFÄRE ALASKA SANDERS

28.11.2024

14,00 € (D) 14,40 € (A)
ISBN 978-3-492-32082-5



KATRINE ENGBERG

ASCHEZEICHEN

26.09.2024

18,00 € (D) 18,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06512-2

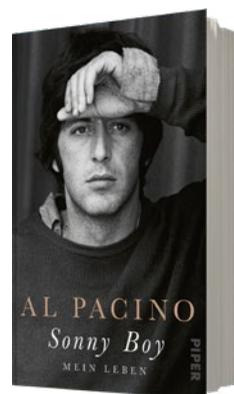


GABY HAUPTMANN

TRAUM VOM BESSEREN LEBEN

29.08.2024

17,00 € (D) 17,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06525-2

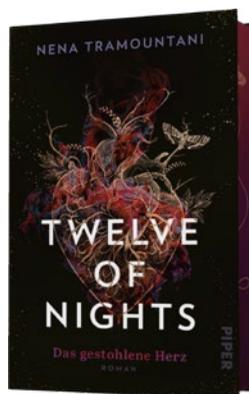


AL PACINO

SONNY BOY

10.10.2024

26,00 € (D) 26,50 € (A)
ISBN 978-3-492-07310-3



NENA TRAMOUN- TANI

TWELVE OF NIGHTS – DAS GESTOHLENE HERZ

29.08.2024

20,00 € (D) 20,60 € (A)
ISBN 978-3-492-70811-1



GAËLLE NOHANT

ALL DIE GESTOHLENEN ERINNERUNGEN

29.08.2024

24,00 € (D) 24,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07260-1

Piper Verlag GmbH
Georgenstraße 4
80799 München

Postfach 40 14 60
80714 München

Tel. (089) 38 1801-0
Fax (089) 33 8704

info@piper.de
www.piper.de

GESCHÄFTSFÜHRUNG:

Felicitas von Lovenberg, Christian Schniedermann
Registergericht: Amtsgericht München
Registernummer: HRB 71118

LEITUNG VERKAUF UND VERTRIEB:

Sabrina Zingg
Tel. (089) 38 1801 44
Fax (089) 38 1801 68
sabrina.zingg@piper.de

MARKETING:

Jennifer Maurer
Tel. (089) 38 1801-63
Fax (089) 38 1801-591
jennifer.maurer@piper.de

LEITUNG LIZENZEN & FOREIGN RIGHTS:

Sven Diedrich
Tel. (089) 38 1801-26
Fax (089) 38 1801-272
sven.diedrich@piper.de

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT/ VERANSTALTUNGEN:

Leitung
Kerstin Beaujean
Tel. (089) 38 1801-25
kerstin.beaujean@piper.de

REZENSIONSANFORDERUNGEN:

press@piper.de
Fax (089) 38 101-65

DRUCKEREI:

Gotteswinter und Fibro Druck- und Verlags GmbH
Joseph-Dollinger-Bogen 22
80807 München

Stand April 2024

Preisänderungen und Irrtümer vorbehalten.

Die € (A)-Preise wurden von unserem Auslieferer als sein gesetzlicher Letztverkaufspreis in Österreich angegeben.

Gestaltung: Daniel Sluka | Design · www.daniel-sluka.de
Herstellung: Mark Oliver Stehr, oliver.stehr@piper.de

VERWENDETE SCHRIFTEN:

Acumin Pro, Adobe Caslon, Adobe Handwriting Ernie, Al Fresco, Alternate Gothic, Anonymous Pro, Ariana Pro, Chinchilla, Fat Frank, FreightBig Pro, Parlare, Proxima Nova, Semplicita

BILDNACHWEIS:

S. 5: © Judith Wagner
S. 14, 17: © Diane von Schoen
S. 24, 27: © Andreas Hornoff
S. 33: © Rolf Dobelli
S. 40-44: © Eckhart Nickel
S. 46: © Marzena Pogorzaly
S. 54: © Denise Sterr
S. 56: ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv / Fotograf: Atelier Elvira / TMA_0016.
S. 57: ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv / Fotograf: Unbekannt / TMA_0931),
S. 58: Archiv Buddenbrookhaus
S. 59: Archiv Buddenbrookhaus, Sammlung Sichtermann
S. 61: Foto H.-P.Haack
S. 62: © Bodo Rüedi
S. 70, 76: © Victoria Stevens, © Genevieve Kingston
S. 78: Mohamed Amjahid © Andreas Hornoff
S. 82: © Frank Burkhard
S. 90: © Andreas Hornoff
S. 98: © Thierry Rodon
S. 108 – 117: © Michael Trautmann
S. 118 – 125: © Stephan Orth

 Leseexemplar-Service für BuchhändlerInnen
Bestellen Sie in drei Schritten Ihr digitales
Leseexemplar auf www.piper.de/leseexemplare

 e-Book

 Trailer für Ihre Online-Filiale

 Autorenveranstaltungen

vltTIX Weiteres Infomaterial auf vltTIX



peyer
COVER

MATERIAL UMSCHLAG:
PEYPRINT java, 270g/m2
Von peyer graphic, Leonberg

